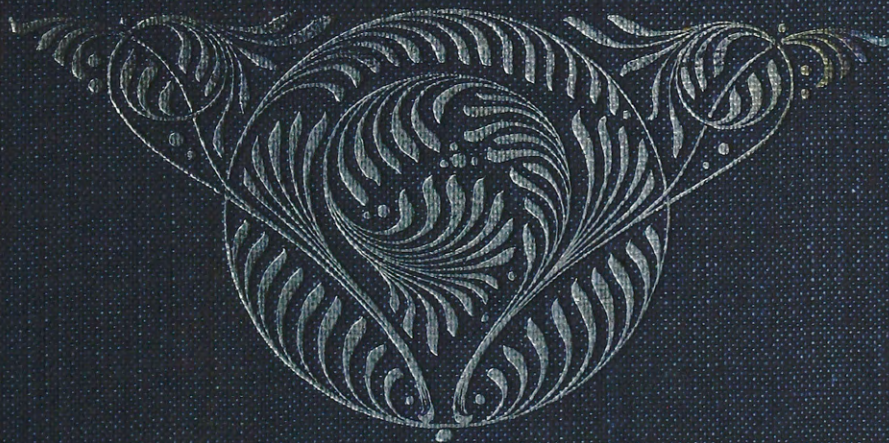


Ilse Trapan
Enge Welt



Berlin
Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)

W. W.

The University of Chicago
Libraries



Enge Welt.

Novellen.



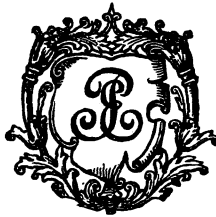
Akumian, Frau Ilse (Sängerin)
//

Enge Welt.

Novellen

von

Ilse Frapan.



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1890.

PT 2601

K9 E6

1890

Alle Rechte, vornehmlich das der Uebersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten.

Inhalt.

	Seite
1. Was Gottes Wille ist	1
2. Recht wider Recht	95
3. Jörg und Hans Ragenwadel	137
4. Von der rauhen Mb	181



Was Gottes Wille ist.



Es war im Vorfrühling, aber schon linder Sonnenschein auf dem schnellfließenden Neckar drunten, und an den Bäumen der Berghalbe ein grünlicher Schleier, gewoben aus den jungen hüllenlosen Knospen. Mit Bündeln von Schlüsselblumen und blauen Himmelfsternen in den Händen kamen die Kinder daher; mit den Blumen in den Händen umstanden sie das Haus des Pfarrbauern, aus dem eben der Sarg getragen ward, und starrten mit ihren weit offenen blauen Augen auf den ihnen unverständlichen Vorgang.

Die Pfarrbäuerin war gestorben. Mit abgezogenem Hut und hängendem Kopf trat der Bauer aus der Hausthür; ihm folgten zwei kleine Mädchen in schwarzen neuen Kleidern, die ihnen lang um die Füße schlotterten. Die Ältere hatte die Augen tief in ihr Tuch gedrückt und folgte, ohne aufzusehen, mit blinden ungleichen Schritten dem traurigen Zuge. Die Kleinere weinte heftiger, wobei sich der braune krauslockige Kopf bald nach rechts, bald nach links wandte, bald rückwärts mit spähenden Augen, wer

noch komme. Von Zeit zu Zeit rüttelte die ältere Frau, die neben ihr ging, sie derb am Arm, sie zur Andacht zu ermahnen; dann nahm sie schnell das Tuch und schrie so laut hinein, daß sich jetzt da, jetzt dort eins von den Kindern mit den Waldblumen auf die Behe hob, um zu sehen, wer das thue.

Als der Zug am offenen Grabe hielt und der Pfarrer herantrat, um mit bewegter Stimme der Todten das Zeugniß nachzurufen, daß sie ein braves, frommes Weib gewesen, und daß sie ihre Kindlein zu früh habe verlassen müssen, da sah die Kleine den Better, nach dem sie lange ausgeschaut, plötzlich an der anderen Seite der Grube sich gegenüberstehen, und wie ihre Augen sich begegneten, da überfiel Beide jenes unwillkürliche Lachen, das Kindern bei feierlichen Gelegenheiten so oft Strafe zuzieht. Mit einem zornigen Ruck von der Base Ursula ward Madele auf die Seite gestoßen; sie verbarg beschämt ihre Augen in den Rockfalten der Tante. Der lange Bub, der Paile¹⁾, erhielt von einem der Träger einen ermahnenden Puff, daß er fast in die Grube gerutscht wäre, unter dem strafenden Blick des Geistlichen sich in seiner Verlegenheit auf alle Knie niederließ und aus dem Kreise hinauszukriechen begann. Plötzlich aber wandten sich Aller Blicke auf

¹⁾ Paul.

die Aeltere, die, als der Pfarrer geendet hatte und der Sarg aufgehoben ward, sich mit lautem Weinen auf die schwarze Truhe warf und mit ausgestreckten Armen daran festklammerte.

„Mariete! Mäde!“ rief der Vater und riß sie am Kleide. Aber sie rührte sich nicht. Da trat der Pfarrer zu ihr, berührte sanft ihre Schulter und sagte mit fast zärtlichem Tone: „Laß Deine Mutter schlafen, bis der liebe Herrgott sie weckt.“

Das Mädchen hob den Kopf und ließ langsam die Hände los. „Komm,“ sagte der Geistliche und führte sie an seiner Hand ins leere Haus zurück.

Das ist gewiß ein schweres Kreuz, wenn eine Mutter von jungen Töchtern wegstirbt. Wie verwaiste Lämmlein liefen das Mariete und das Madele unter dem Gesinde umher, und die zehnjährige Sängere fragte rathlos und verwirrt: „Wer gibt mir jeß mei Beschperbrot?“ als sei mit dem Verschwinden der Mutter, der „Sorgerin“, zugleich alle Aussicht auf Speise und Trank dahin. Sie tröstete sich freilich schneller als die dreizehnjährige Marie, deren stumm und heiß fließende Thränen kein Brot und kein freundliches Wort stillte. Ja, Brot gab es wohl, freundliche Worte nimmer. So arme Kinder verlieren leider gar zu oft den Vater mit; wenn er auch äußerlich seine Schuldigkeit thut, — die natürliche Vermittlerin ist eben fort, und ein junges

Mädchen denkt in einer ganz andern Sprache als ein alter Bauer. Es kommt wohl auch vor, daß Vater und Töchter einander zuwachsen, wenn nämlich des Mannes Wachsthum noch nicht abgeschlossen war; beim Pfarrbauer in Hofen war solch eine seltene Weiterentwicklung nicht eingetreten. Die Frau war nach jahrelangem schweren Siechthum verstorben; aber halb gelähmt, wie sie auf ihrem Schmerzensbette lag, immer doch war sie die Seele des Haushaltes gewesen; sie dachte für ihren Mann, sie handelte für ihn durch seinen Arm; ihr Wort war es, das die Dienstboten zur Ordnung hielt; ihr treues Auge sah, wie es schien, durch Wände und Thüren; mit zitternder Hand schnitt sie noch am Tage vor ihrem Tode den Kindern das Brot. Seit ihre schwache Stimme nicht mehr rief, ging der Bauer umher wie ausgewechselt. Derselbe Mensch, von dem es hieß, er habe die lange Krankheit der Frau mit bewundernswerther Geduld ertragen, war nun, da er frei war, unwirsch den ganzen Tag, trug seinen Kummer unwillig, wie die ärgste Zumuthung vom lieben Herrgott und hätte gern den zweiten Tag wieder geheirathet, um nur nicht traurig sein zu müssen. Nach Art harter Menschen konnte er durchaus keine betrübten Mienen vertragen. Seine Älteste weinte ihm zu viel. Das zarte Gesichtchen mit der klaren weißen Stirn und den tiefen Augen bekam einen

leidenden Zug, und dieser Zug schien ihm ein Vorwurf. Er hatte sein Weib, da sie gesund war und sich das Schwerste auflud, oft genug geplagt, mit Fähsorn und Rohheit ihren gebrechlichen Körper verspottet — dann hatte sie ihn so angesehen, wie ihn das Mariele ansah, als er, acht Tage nach seines Weibes Tode, mit einem halben Kausch zum Mittagessen kam. Er zog die Augenbrauen zusammen und sagte:

„Was isch no?“ und da ihr das Wasser in die Augen stieg, warf er den Löffel hin: „Ho! heut' regnet's scho' wieder in d' Supp nei!“

„D' Supp isch guet, dia schreibt sich von,“ sagte Madele und lächelte den Vater an.

Murrend nahm er den Löffel wieder auf, dann und wann einen unzufriedenen Blick auf Mariele werfend. „Da guck 's Madele a', des hat Auge wie e jong's Gaisle, so thät'scht mer au besser g'falle,“ sagte er zuletzt, nachdem das Essen seine besänftigende Wirkung gethan. Mariele schluckte mühsam Suppe und Thränen hinunter, aber ihr Gesicht lächelte nicht. Sie blickte nach der Stelle, wo der Mutter Bett gestanden all' die Zeit, von woher sie ihr die bleiche Hand entgegengestreckt, so oft sie länger fort gewesen — sie sah ihre großen grauen Augen aus jener leeren Stelle an der Wand traurig und liebevoll herüberleuchten.

„I han halt's Heimweh nach der Mutter,“ sagte Mariele, und ein troziger Zug trat plötzlich auf ihrem Gesicht hervor, „'s ischt ebe doch d' Mutter gwese.“

„Ja, se hat Dir alleweil de Kopf g'halte, aber jehz isch gar!“ schrie der Bauer mit schwerer Zunge und schlug, ohne recht zu wissen, warum, auf den Tisch, daß die Teller klirrten. „Seß bin i do, mer könnt fascht moine — —“ er sah sich wild um, griff dann nach dem Brotlaib, warf aber sogleich das Messer zur Erde. „Descht au stompf,“ grollte er, „schneidet's kalt Wasser bis uf de Bode! Für was hat mer uich! ¹⁾ bloß fürs Esse?“

Marie lief mit schamrothen Wangen hinaus, um das Messer zu wehen, aber als sie zurückkam, war der Vater davon, und als er spät Abends heimkehrte, war aus dem halben Kausch ein ganzer geworden.

In dieser Nacht träumte Mariele, sie solle sterben, und sie sah ihr Grab graben und war ganz fröhlich dabei. Aber sterben konnte sie nicht; das Madele schneckelte sich an sie hin und sagte:

„Mutter ischt no net do, muescht scho' no warte.“

Darüber erwachte sie und hörte ihrer Schwester tiefe gleichmäßige Athemzüge neben sich. „I ben froh, daß i mei' Madele hab',“ murmelte sie. Die

¹⁾ euch.

Kleine stieß im Schlaf um sich und drängte Marie mit ihren spitzen Ellbogen fast aus dem Bett. Ganz vorsichtig stieg Marie über sie hinweg und legte sich auf den leeren Platz an der Wand. Aber sie konnte nicht wieder einschlafen; es war so dumpf in der Kammer, und das kämpfende Schnarchen ihres Vaters drang laut und lästig durch die dünne Wand des Nachbarräumes. Es war kaum dämmerig, die kleinen Scheiben dicht beschlagen. Mariele stieg aus dem heißen Bette, zog Rock und Säckchen an und schlüpfte mit bloßen Füßen an die Hausthür. Auf dem hellen Grau des Himmels flatterten zerrissene Wolkenstreifen, und vor dem lichtweißen Ofen stand ein mächtiges dunkles Gebilde, groß, wie ein Riesenvogel mit weit gebreiteten Schwingen. Ihre Kniee zitterten, wie sie darauf blickte; unten der Fluß, das Wehr, die Ufer mit den Weinbergen lagen im rauchenden Nebel; Mühlhausen am Neckarufer gegenüber schmiegte sich wie eine schlummernde weiße Heerde um den Hirten, den schlanken Kirchturm. Nur jenes große Wolkenbild schien zu leben, zu wachen; leise begannen sich die Schwingen von unten zu besäumen, silbern und schimmernd von der noch verborgenen Sonne. Das ist der Adler des Herrn, fiel es plötzlich in ihre Seele, das ist der Herr, der über uns gewacht hat, über unser Haus, unser Dorf, als es dunkel war. Andacht und Dankbarkeit durchschauerten das Kind.

Zugleich aber überkam sie ein Gefühl des Ernstes und der Verantwortlichkeit. Die Kühe brüllten im Stall. Die Magd sollte aufstehen, füttern, dachte sie, ich muß sie wecken, das ist jetzt mein Geschäft. Sie ließ die Augen umhergehen. Allerlei Geräth lag unordentlich auf dem Boden oder lehnte so an den Ecken, daß man darüber fallen konnte. Die Melkkübel standen ungeschauert; der Düngerhaufen war zerkrakt und über den halben Hof verstreut. Der Knecht ist faul, der Vater sollt' ihn zanken, dachte sie. Dann aber besann sie sich nicht länger, sondern ging in den Verschlag neben dem Stall und klopfte die Magd auf die Schulter:

„Auf, Hanne, De schlosscht, glaub' i, bis d' Ruch en Baze gilt!“

Die Magd riß die verschlafenen Augen auf und starrte:

„'s isch jo no halbe Nacht!“ gähnte sie, „was willscht von mer?“

„Auf sollscht, füttere, 's ischt Zeit,“ wiederholte Marie bestimmt, und ihr ernsthaftes Gesicht belehrte die Magd, daß in diesem Augenblick eine neue Herrin in dem verwaisten Haushalt erstanden war.

Als der Herr Pfarrer seinen Morgenspaziergang anhub, den er zur Unterstützung einer Brunnenkur alltäglich machen mußte, sah er beim Nachbar, dem Pfarrbauern, ein ungewohntes Armschwingen.

Mit zornigem Gesicht stand der Säcke unter den Misthäufen und rechte und schaffte, daß es eine Art hatte. Und an einer Biegung des Wegs, vom Walde her, kam das Mariele gefahren mit einem hochbepackten Karren voll jungem Futter; mühsam zog sie, mit feuchender Brust; auf der Stirn standen Schweißtropfen, aber das ganze glühende Gesichtchen athmete Selbstzufriedenheit und Arbeitseifer.

„Du bist früh dra, Mariele,“ lobte der Geistliche, „des wird em Vater recht sei.“

„Er ischt geschter Nacht miteme“ — sie erröthete noch tiefer und verstummte.

„Du wirst ihm bald eine rechte Hülfe werde,“ fuhr der Pfarrer freundlich fort, und sein Lächeln drang der Kleinen wie ein warmer Vatergruß ins Herz. Groß und vertrauensvoll schlug sie die Augen zu ihm auf und sagte mit bebender Stimme:

„Er hot g'sagt, für was mer es¹⁾ hääb, ob mer es bloß für 's Esse hääb.“

Das Gesicht des Geistlichen verfinsterte sich wie von einer widrigen Empfindung.

„Das gefällt mir nicht,“ sprach er tadelnd, „ein Kind soll nicht über seinen Vater klage.“

„Nei,“ murmelte Marie, und die hingebende Zutraulichkeit verschwand aus ihren Zügen. Mit

¹⁾ uns.

einem scheuen Seitenblick machte sie Platz, um den Herrn Pfarrer vorbei zu lassen, der, sich noch einmal nach ihr umsehend, langsam und manchmal den grauen Kopf schüttelnd, seinen Spaziergang fortsetzte.

Während dann die Mädchen in der Schule waren, traf es sich, daß der Pfarrer abermals am Nachbarhofe stehen blieb und endlich den Bauern zu sich winkte, der mit gerötheten Augenlidern und schwerer Stirn sich die Nachtnebel am Brunnen abzuspülen bemühte.

Es war ein kurzes Gespräch, zu dem der Bauer nicht viel beitrug. Ein paar Mal erklang die Stimme des Geistlichen scharf und eindringlich, sonst ward die Rede halblaut geführt. Auf dem derben sonnverbrannten Gesicht Deininger's lag ein ohnmächtiger Troß, als er loskam. Nach diesem Gespräch ging er nicht wieder ins Wirthshaus, aber seine Aelteste bekam oft genug böse Blicke, und die Luft zwischen Vater und Kind erweiterte sich immer mehr.

Troß Fleiß, Sparsamkeit und Bravheit war's ein unfrohes Haus gewesen, ohne das muntere Madele, das fürs Lachen und Neckeln sorgte. Sorglos wie ein Eichhörnchen, dem die Nüsse alle Tage nachwachsen und das kein Wind vom Baume schüttelt, wie ungestüm er auch bliese, hüpfte sie im Hause herum, und ihr Zünglein war stets ebenso geschäftig wie ihre schlanken Beinchen. Weil aber das Mariele bei der

Arbeit nicht gern schwazte, das Gefinde oft wüfte und zuwidre Antwort gab, so plauderte sie den ganzen Tag mit Allem, was ihr sonst in den Weg kam, es mochte antworten oder nicht. Sah sie das Mohrle behaglich an einem alten Knochen nagen, den er nach seiner neidigen Spitzerart schon dreimal eingescharrt und immer wieder hervorgekrast hatte, so stellte sie sich sogleich, als wolle sie ihn dieses kostbaren Schatzes berauben, indem sie schmeichelnd und drohend rief:

„Komm', Mohrle, des Voi¹⁾ mueß guet sei, geb mer's, komm', 's g'luscht²⁾ mi ganz derno'.“ Wenn dann der Spiz in eine grollende knurrende Wuth gerieth, zähnefletschend mit dem ganzen Leibe seinen Knochen deckte, oder ganz außer sich gebracht, mit ohrzerreißendem Gebell an ihrem Köckchen riß, dann standen dem Madele vor Lachen die Thränen in den Augen, und sie hielt sich mit beiden Händen das Bäuchlein fest, damit es nicht plaze.

Schmiegte sich die Kaze schnurrend in die Ofenecke, so rief ihr das Madele spottend zu: „Du, Käzle, bißcht e faule Her! spennscht de ganze Tag und 's geit³⁾ doch kein Fade!“ Oder sie strich ihr mit den Schelmenhändchen von hinten nach vorn über den entsezt sich sträubenden Katzenbuckel und schrie: „Um Alles! hascht du aber graue Hoor friagt!“

¹⁾ Knochen.

²⁾ gelüftet.

³⁾ gibt.

„So red' doch net so domm derher, d' Raß ischt jo von Natur grau,“ sagte Mariele, halb verwundert von ihrem Strickstrumpf aufsehend. Dann nickte Madele bedeutungsvoll und flüsterte mit einem Blinzeln nach der Verpöbelten: „Weischt Mariele, i will se jo no ¹⁾ e bissle ärgere!“

Ein ander Mal hörte man ihre helle Stimme im höchsten Zorne rufen: „Ha! uverschämt! Du muescht hi sei! do siehst, jez bist scho' e kalte Leich.“

„Was hast no wieder?“ fragte die Schwester.

„D' Schnofe! ²⁾ aber i hans verwischt, dia hot auskämpft!“ und Madele sog mit Triumph an der gebissenen Stelle.

Ja, das Madele war ein frisches lustiges Ding, und auch der Herr Pfarrer hatte seine Freude an ihm, wenn es gleich einem knospenden Röslein ihm über den Zaun guckte und immer eine Gelegenheit ersah, ihm selbst oder seiner guten Frau einen kleinen Dienst zu erweisen. Ihre eigenen Kinder waren erwachsen und nicht mehr daheim, da gefiel ihnen die lachende Kleine doppelt, und gern ließ die Frau Pfarrerin sie neben sich herlaufen, wenn sie in den Wald ging. Madele wäre zwar lieber nach Cannstadt gegangen, im Walde war's ihr fast langweilig; aber ein bischen schwätzen durfte sie doch hier, und das

¹⁾ nur.

²⁾ Mücke.

Mariete daheim fand ihr stets eine Arbeit, der sie jetzt entkam, denn ein Spaziergang mit der Frau Pfarrerin hob alle Verpflichtungen auf. Unterwegs mußte sie dann wohl Obacht geben, daß kein Thierlein durch ihre Füße beschädigt werde. Alle Augenblicke hieß es: „Madele, 'e Schneck!“ und der Zeigefinger der Pfarrerin deutete bald hier-, bald dorthin. Dann faßte das Kind mit vorsichtigen Fingern den Schneck um den Leib und setzte ihn ins Gras auf die Seite.

„Sieh' z'erscht zua, wo er hi' will,“ ermahnte die Pfarrerin, „wohi' seine Hörnle stehe, do will er hi', gib Obacht.“ Zuweilen aber zog die Schnecke bei der Annäherung der Finger sogleich die Hörner ein, dann kauerte sich Madele daneben auf den Boden und sang:

„Schneck, Schneck, komm' heraus!
Steck deine lange Hörnle raus,
Oder i werf di ins Brunnehaus!“

und das so lange, bis der Schneck gehorchte; aber wenn's nicht bald geschah, so ward sie böse und roth und schrie ihren Reim so laut durch den Wald, daß die Frau Pfarrerin sie zanken mußte: „Geh', net so wüescht, do wachet jo alle Bögél im Nest auf.“

Dann ward sie ganz still, denn die Nestvögel waren ihr so eine Art kleine Kinder, und kleine Kinder liebte sie über Alles und konnte sie hätscheln und

pflegen, daß die Mütter im Dorfe sie ihr gern anvertrauten. Sie war Jedermann gefällig, vor Allem den Nachbarn im Pfarrhaus. Wann die Magd nicht daheim, wie war's allemal so geschickt, das Madele nach Wecken zum Bäcker zu senden. Wann ein Wäschestück vom Seil herabgeflogen war, gleich stürmte das flinke Kind hinterdrein, es wieder einzufangen, und die Pfarrerin bemerkte wohlgefällig, daß sie den verwehten Schurz zuvor brav im unten fließenden Neckar spülte, wenn er auf dem regenweichen Boden etwa schmutzig geworden.

Marie, die schweigend, so gut sie es vermochte, die Führung des Haushaltes übernommen, hätte zwar erzählen können, daß die Kleine daheim nicht so übermäßig dienstbereit sei, aber ihrer ernstern Gemüthsart erschien Madele noch weit jünger als sie war; ganz allmählich rückte Marie in die Stelle der sorgenden Mutter, auch Madele gegenüber.

„Ja, dia!“ sagte Madele, wenn der Lehrer in der Schule sie tadelte und ihr Marie als Muster der Aufmerksamkeit aufstellte. Sie war ganz verwundert, daß man ihr zumuthen könne, so ernsthaft wie „Dia“ zu sitzen und in das Gesicht des Lehrers zu blicken mit den schwärzlich-rothen Bartstoppeln, dem gesträubten Haar und der zusammengezogenen Stirn, das sie schon längst auswendig kannte. Wenn sie dem Schulmeister auf keine Frage eine Antwort wußte,

dann stotterte das sonst so schnelle Bünglein mit weinerlicher Entschuldigung: „S ben z' unfeck gwe, han 's net möge sage.“ Der rechte Grund aber war, daß es draußen vor den Fenstern viel hübschere Dinge zu sehen gab, als das Gesicht des Lehrers und das ABC und Einmaleins, und viel Reizenderes zu hören als seine langgedehnten Wörter, die er gar so beängstigend deutlich aussprach.

Kamen nicht immer am Schulhaus die Hochzeitszüge vorüber, wenn sie in die Kirche sich bewegten, mit Bläsern und Geigern? Wenn Madele nur einen Blick auf das Kränzlein der Braut oder auf die Silberknöpfe des Bräutigams hatte werfen dürfen, so kam sie voller davon nach Haus, als wenn sie alle Bücher der heiligen Schrift sammt allen Namen der großen und kleinen Propheten auswendig gelernt hätte.

Es ist begreiflich, daß das Madele bei ihren Kameradinnen sehr beliebt war. Kein Streich konnte ausgeführt werden ohne ihre Beihülfe; kein Spiel war vollständig, wenn sie fehlte — ihre Arme waren zwei so bequeme Hentelchen, in die man sich gern hineinhängte; man sah sie fast niemals allein gehen. „Em Pfarrbaure sei Mariele,“ sagten die Nachbarn und fügten mit hochgezogenen Brauen hinzu: „Descht emol e Schaffige¹⁾, descht eppes Solids.“

¹⁾ Arbeitfame.

„Em Pfarrbaure sei Madele,“ da verzogen sich alle Gesichter zum Lächeln, obgleich man nichts zu ihrem Lobe zu sagen wußte. Ja, geachtet war das Mariele, beliebt nicht. „’s Annemärgele,“ sagten die Mädchen, wenn sie mit ihrem ernstern, still nachdenklichen Gesicht vorüberging; sprach man sie an, so ward sie schnell freundlich, aber sie gab Bescheid, und dann ging sie weiter, wußte nicht zu schwagen, wußte nie, was im Orte geschah. Vor lauten Auftritten, Marktlärm oder gar Schlägereien floh sie mit mehr Mißbilligung als Angst; in früher katholischer Zeit wäre sie vielleicht mit vierzehn Jahren ins Kloster gegangen. Sie war wie erdrückt von Verantwortlichkeit, der Sorge für Haus und Feld; der Vater hatte nur Zeit und Gedanken für den Weinberg, der in vortrefflicher Lage an dem heißen Neckarufer fast Jahr für Jahr einen ganzen Herbst gewährte, aber auch unablässige Sorgfalt verlangte. Der Krautgarten, Kartoffelland, der türkische Weizen und ein kleiner Acker Roggen, weit draußen nach Fellbach zu gelegen, blieb ganz Marien überlassen und der Hanne; selbst den Knecht gab der Vater kaum dazu her. Dabei lebten sie ärmlich; geizig legte der Bauer Erspartes zum Ersparten, schränkte die Ausgaben ein; Fleisch gab’s kaum am Sonntag; eine große Schüssel Salat, eine gestandene Milch und Brot — dazu Most als Getränk, so war er den ganzen Tag zufrieden, sein

brauner, zäher, ausgedörrter Körper verlangte nicht mehr — also muß es auch den Andern recht sein.

„Gebt Acht, daß sich das Mariele net z' arg abschafft,“ sagte der Arzt zum Pfarrbauern, als er ihn einmal im „Stern“ antraf; „sie ist z' bleich und hoch aufg'schosse, und se hab' oft so arg's Kopfweg, hat sie mir g'sagt.“

„Morgerege und Weiberwai
Send um zehne nimmemai,“

lachte der Bauer, den Kopf wiegend.

„'s könnt ihr gehe wie Eurem Weib selig,“ fuhr der Doctor unbeirrt fort, „die ischt au so z' Grund gange.“

„Arbeit ischt g'sund,“ sagte der Bauer voll Ueberzeugung, „do sehe Se mi a',“ und er suchte seinen krummen Rücken aufzureden.

„E jung's Mädle ischt aber 'was Anders!“ sagte der Arzt und nahm verdrießlich die Zeitung auf.

„Descht ebe der Fehler. I han en Buaba g'wöllt! Zu was hat se mer dia Mädle' derherbrocht? I han immer e Daule¹⁾ vor so viel Mädle' g'hett.“

Die Gäste lachten, der Arzt aber rief zornig: „Descht mer z' dumm, 's ischt e wahrs Wort, neu'²⁾ Dhsen und ean Bauer send zeha Stück Kindvieh.“ Damit stand er auf, um zu gehen; aber nun war auch der Weingärtner giftig geworden:

¹⁾ Widerwillen. ²⁾ neun.

„Besser bäurisch g'fahre als herrisch g'loffte,“ schrie er hitzig, und dann nach einer Weile, obgleich der Arzt schon fortgegangen: „Wemmer mit em Maul schafft, wie der Herr Doctor, no ischt's Lebe freili e Kunderspiel.“ Ein beifälliges Gemurmel beantwortete diesen Ausfall, dann aber ließ sich doch Einer oder der Andere mit einem Vorschlag hören.

Am nächsten Sonntag wanderte der Pfarrbauer zu seinem Schwager nach Fellbach hinüber, zu dem Bärenwirth und Vater des Paul und noch drei anderer Buben. Und am Dienstag kam der Baile herüber und führte auf dem Kopfe einen kleinen Koffer daher, und der Pfarrbauer sagte zu Mariele, das große Augen machte: „Der bleibt jez do, richt em sei Bett in mei'm Kämmerle.“

Madele drehte sich vor Vergnügen auf dem Absatz, als sie das hörte; sie lief Marie in die Kammer nach und schrie: „Sezet, wann i mit em Baile Käs b'seh¹⁾, no lacht er glei, bei Dir mueß i immer de A'fang mache.“

Es zeigte sich indeß, daß der Paul nicht herberufen worden, um mit Madele zu spielen, sondern um dem Vater den Buben zu ersetzen, den ihm sein Weib schuldig geblieben war. Gern hatte der Bärenwirth seinen stämmigen, strohblonden Aeltesten nicht

¹⁾ sehen, wer zuerst lacht.

hergegeben, aber der Bauer hatte so manchen Ueberredungsgrund geltend gemacht. „Was denkscht au, Urschi, so viar Pandure, de fresset uich de Mas und d' Ohre ab.“

Urschi war Paul's Stiefmutter, die drei anderen Buben gehörten ihr; zwei davon waren schon mit in die Ehe gekommen. Es war nicht zu leugnen, daß sie einen gewalthätigen Hunger mitbrachten, so oft es zur Mahlzeit ging, und zumal der Paile aß nach Urschi's Meinung fast straffällig. „'s wird foi Fresser gebore, er wird derzue erzoge,“ pflegte sie zu sagen, und ihre runden, schwarzen Kollaugen blickten unwillig auf die mächtigen Ranken Brot, die der Stiefsohn herunterschnitt. Wer wird auch einen Buben so ein großes Schnappmesser im Hosensack tragen lassen! Es hatte schon Händel gegeben um das Messer, das Paul sorgfamer wischte und putzte als sein Gesicht — lieber hätt' er's verschluckt, als es aus den Händen geben.

Als der Pfarrbauer die Urschi seinem Vorschlage so geneigt sah, hatte er den Bruder bearbeitet. Das war schwerer. Die schwarzen Strobellköpfe, die seine zweite Frau ihm zugebracht, konnten sich an Kraft und Stämmigkeit mit dem Paul nicht messen. Aber was that man nicht des häuslichen Friedens halber! Urschi bohrte und wühlte für ihre Kinder, für die es einmal bei der Erbtheilung schmal hergehen

konnte. Nun bot sich hier für Paul eine vortreffliche Aussicht.

„Dei' Bua nemmt mei' Mädle, 's Mariele,“ sagte ihm der Schwager, „'s Weib hat's au' g'segt, uf em Todtebett; 's Madele zahlt er 'naus, no wird 's Güetle sei' Eigethom, wemmer emal mit unsere Boiner¹⁾ Ruß 'raschmeißt.“

„Ka' sei, daß D' wieder heirothescht,“ meinte der Andere lauernd.

„I nemme! i han g'nug vom Wehstand,“ wehrte der Bauer.

Und so war's richtig gemacht worden, und Baile war von seinem Vater unterrichtet worden, weshalb er nach Hofen zu gehen habe.

Der Bursche ging nicht ungerne, obgleich er mit den Stiefbrüdern gut Freund war und jetzt unter das Weibzeug mußte. Er war der zweiten Mutter im Wege, das fühlte er, wenn sie ihm auch keine bösen Worte gab. Und dann — mit einem Mädchen sich abzugeben, das einmal seine Frau werden und ihm ein schönes Gut mitbringen sollte, das war auch kaum ehrenrührig. Als er nach Hofen kam, sah er Alles schon mit dem Blick des zukünftigen Eigenthümers, auch das Mariele, das ihm ganz wohl gefiel, weil es so schlank und ernsthaft aussah, als

¹⁾ Knochen.

könne es schon jeden Tag heirathen. Vorläufig war es erst vierzehn Jahre und ein halbes, und die Confirmation stand vor der Thüre.

„Du weißt no, wie — n — i doz'mol uf de Kirschebaum ben?“ fragte er sie, als sie Abends vor dem Hause saßen.

Mariete nickte, und dann erzählten sie's dem Madele, das nicht mit dabei gewesen, sondern noch tief unten im Brunnen geschlafen hatte. Vier Jahre alt war der Paile gewesen und in Hofen zu Besuch mit seiner Mutter, die damals noch gelebt hatte. Da hat man zu Mittag die Kinder gerufen, ihn und das dreijährige Mariete, aber nirgends sind sie gewesen. Zuletzt kommt die Mutter in die Kammer, da liegt der Bub in Mariete's Bett, und das Mariete sitzt davor und sagt kein Wort. „Was isch mit 'em Bueble?“ ruft die Mutter ängstlich herbeispringend.

„Er hat Weh,“ sagt Mariete, „i han en recht ei'butscht“¹⁾).

Da sieht die Mutter dem Paile sein Händchen an, das schmutzig auf dem dicken Deckbett liegt und etwas gepackt hält — es sind drei Kirschen an einem Stengel.

„Mariete,“ schreit die Mutter, „sag, wo isch's Bueble gwe?“

„Er hot brockt²⁾ und i han g'lese,“ sagt Mariete

¹⁾ zugedeckt.

²⁾ gepflückt.

und zeigt unters Bett; da steht unten ein ganzer Korb voll Kirichen.

Madele klatschte in die Hände.

„Aber 's Beche vergischt,“ sagte Baile selbstgefällig, „mei Arm ischt broche gwe, aber grillt¹⁾ han i net. Mei Muetter hat mers oft verzählt, wie — n — i d' Kirische net losg'lasse han mit der rechte Hand, beim Herr Doctor.“ —

„Hat se Dir au verzählt, wia der Doctor g'segt hat: ‚Thon Se no dem Buab d' Hose recht spanne, sonst steigt er sein Vatter bald uf de Kopf 'nuf?‘“ fragte Marie neckend.

Paul überhörte diese anzüglichen Worte ganz. „D' Kirische send fei' gwe,“ sagte er nachdenklich, und mit Kennermiene fügte er hinzu: „Frisch send se immer am beche — aber so Mädle, dia kommet jo net uf d' Bäum 'nuf.“

„Wer net auffi krebselet, fällt net abi,“ lachte Marie, aber der Bub war nun auf sein Lieblingsgespräch gekommen und fuhr gemächlich fort:

„Mei Vatter segt's au, 's ischt e Kreuz, so e Mädle z' fei. E Mädle und e Ruah guckt bloß zua. Uf d' Bäum 'nuf kommet er²⁾ net, reite kennet er net, ackere kennet er gar net — i möcht no au wisse, z'was d' Mädle uf der Welt send.“

¹⁾ aufgeschrien.

²⁾ ihr.

Mariete sah einmal auf, als wolle sie etwas sagen, senkte aber die Augen gleich wieder auf ihr Gestrick.

Madele sprang auf und rief dem Mohrle zornig zu: „Hast recht, Mohrle, bell' en fei' a', den dumme Buaba; gelt, 's ischt e Tropf?“ Und sie reizte den Spitzer, daß er bellend losfuhr. Dabei ward sie immer röther im Gesicht, sie ballte die Hände und trampelte mit den Füßen, rollte die Augen und seufzte dabei, daß sich der Wetter halbtodt lachen wollte.

„Reacht so, Madele, geh', mach e Zörnle!“ schrie er; 's freut mi so arg, wenn De 's machscht.“

Plötzlich fuhr ihm ihre berbe kleine Hand in die Haare und zupfte aus Leibeskräften. „Do siehst, für was d' Mädle do send!“ schrie sie mit großer Unerfrodenheit.

Paul blieb vor Bewunderung starr sitzen und schüttelte nur ein bißchen den zerrauten Hauptschmuck, als die empörte Kleine ihre Hand zurückzog.

„Du bist e Wetterher,“ sagte er noch immer erstaunt; „aber i weiß scho, so e klois Häfele lauft bald über.“

„Kleine Leut send au Leut,“ gab Madele schlagfertig zurück.

„I geh 's Nachteffe richte,“ sagte Marie auf-

stehend, „do werdet er scho Friede schliaße, bei der Supp, denf i.“

So geschah es denn auch, aber am anderen Tage begannen die Händel von Neuem, und es schien, daß die Beiden recht Gefallen daran fanden. War Marie nicht dabei, so kam es wohl gar zum Schlagen; Baile hatte seine erste Verwunderung abgestreift, und wenn er auch nach seiner Meinung nur zum Scherz zuhaute, so blieb doch oft ein rothes Mal auf dem braunen Arme des Bäsleins. Sie achtete das wenig, wenn ihr auch der Schmerz im ersten Augenblicke Thränen in die Augen trieb; Baile aber war grob genug, sie mit diesen ruhmvollen Denkzeichen zu necken.

„Mose¹⁾ hascht, daß mar 's nemme zähle ka“, spottete er, sie an den Böpfen zerrend. Marie war in die Stunde²⁾ gegangen, und die Zwei in der Stube allein.

Madele lachte unbekümmert: „'s vergeht scho, bis i heirath.“

„Bis Du heirothescht?“ der Bub riß die Augen auf, „so dumme Mädle heiret mer net!“

„So dumme Buabe gar net,“ rief sie eilig.

„So, scho! I kriag 's Mariele.“

1) Mäler.

2) Confirmandenunterricht.

„Und wen kriagst i?“ fragte die Kleine ängstlich und erwartungsvoll.

„Du? Du kriagst net!“ schrie Baile mit beleidigendem Gelächter, „Du wirscht 'n alte Jongfer!“

Madele sah ihn zu Tode erschrocken an, ihre Unterlippe zitterte heftig, umsonst wehrte sich der trotzige kleine Mund gegen das Schluchzen. Dann lief sie zu der Wandbank am Ofen, setzte sich hart in die Ecke, zog die kleinen Kniee hoch herauf, wickelte die Hände in den Schurz und verharrte so, ein Bild stiller Verzweiflung. „Der Zorn bringt mi fascht om,“ murmelte sie.

Der Better schnipfelte pfeifend mit seinem vielgeliebten Schnappmesser an einem Holzspahn und sah sich gar nicht um. Endlich hatte er sich in den Finger geschnitten und hielt ihr die blutige tröpfelnde Wunde ganz nah unter die kummervollen Augen.

„Häschst net so e leines Läpple? bloß e kloi's.“

Das Kind sprang sogleich auf und suchte nach dem Verlangten. Endlich reichte sie's ihm mit abgewandtem Gesicht.

„Häschst net au en Fade, Madele?“

Sie wickelte ihm das Läppchen um den dargebotenen Finger und band auch den Faden fest darum. Dabei mußte sie ihre verweinten Augen zeigen.

„Bischt e reacht's Weibsbild! Weibsbilber müeßet

immer heule," sagte Baile gefühlvoll, und als dieser Trost keinen Erfolg zu haben schien, schlug er sie ermuthigend auf die Schulter: „Heul' net, Madele, i nemm uich alle Zwoi!“

„Was läßt Der träume, zwoi Fraue, des geht net," sagte die Kleine traurig.

„Bei de Türke geht's scho'; d' Türke treibe nämlich Vielweiberei," berichtete Baile mit belehrender Miene.

Ueber Madele's rosiges Gesichtchen flog ein Hoffnungsstrahl. Den Finger an die Lippen gedrückt, sah sie ihn nachdenklich an.

„I werd e Türk," schrie Baile, begeistert von seinem eigenen Einfall; „no ka' mer so viel Weiber nemme als mer will. I nemm zwanz'g Stück, ka' sei', oder mai.“

Da aber verwandelte sich Madele's Bekümmerniß in plötzlichen Zorn. „Ha, descht e Schand," eiferte sie, „zwanz'g Weiber ischt e Schand.“

„Wann i scho' emal e Türk werd, no will i 's au reacht werde," prahlte der Bub, und Madele mußte sich mit der traurigen Aussicht zufrieden geben, daß sie einmal eine von den Zwanzigen sein werde.

„En alte Jongfer, wo ganz ledig ischt, descht no e größere Schand," meinte sie, und Baile bestätigte ihre Vermuthung mit lebhaftem Kopfnicken.

„So eine, wie d' Aeschegrusele, wo mit Schäßzgeheu¹⁾ lauft und mit Bese, woischt, Madele?“

„Hu!“ machte die Kleine und kniff die Augen zu, „so eine will i mei Lebtag net werde.“ —

Mariele's Confirmation kam heran, ein von ihr mit unklarer Sehnsucht herbeigewünschter Tag. Der Pfarrer hatte gesagt, da werde man in den Bund der Christenheit aufgenommen, und zwar mit eigenem Verstand und Willen, nicht als hilf- und vernunftloses Wesen wie bei der Taufe. Von dem Christenbunde machte sich Mariele eine feierliche und fremdartige Vorstellung. Alles, was in der Kirche vorgenommen wurde, hatte einen erhabenen Reiz für sie, wie ihr denn auch der Bau selbst schon seit frühen Kindertagen das Schönste und Höchste war, was ihre Einbildungskraft beschäftigte. Der hochgewölbte ernste Raum, so ungleich den engen niederen Stuben daheim, der eigene Geruch nach Büchern und trockenem Staub, der hier herrschte, und den Athem des Feldes und der Ställe nicht hereinließ, die festgefügtten Kirchenstühle, die auch der unbändigste Bursch nicht vom Plaze zu rücken vermochte, all' das gab ihr das unbewußte Gefühl, daß hier ein Zufluchtsort sei vor allem Lauten, Gellen, Häßlichen und Gemeinen, das ihre junge ernste Seele abstieß. Hier verstummten

¹⁾ Binnkraut zum Geschirrspülen.

das rohe Lachen, das betrunkene Zohlen, die übeln Klatschereien, die neidischen Stichelreden; hier sprach der tiefe volle Orgelklang, hier sprach der Angesehenste im Dorfe, der Pfarrer, ganz allein, und was er sagte, wenn sie es auch nicht Alles im Zusammenhang begriff, waren hohe Worte, die draußen Niemand gebrauchte. Die Worte: Liebe, Glauben, gottseliges Leben, Heiligkeit und Frieden. Hier war das Gotteshaus, hier wohnte Gott. Kein Herd war hier, kein Geräth, das dem täglichen Leben dient, Alles ganz anders als daheim, denn hier diente man Gott. Wie ein Schauer zog es durch ihren Körper, wenn der Segen gesprochen ward: „Der Herr segne und behüte dich — der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und gebe dir Frieden.“ Sie wagte nicht, die Augen zu erheben, aber sie fühlte es deutlich: dort oben leuchtete sein Angesicht über ihr, und Frieden kam über sie.

Der Pfarrer sah gern, während er redete, in ihr andächtiges, von Schwärmerei verklärtes Gesichtchen. Schmal war es, und die Augen fast zu groß, dabei oft blicklos, ohne Glanz. Es gab aber Tage, wo es ihm fast zu viel ward. „Gut, daß sie so viel Arbeit auf den Schultern hat,“ dachte er dann; „Andacht ist schon recht, aber die könnte auf einen unrechten Weg gerathen.“

Der Tag der Confirmation erschien. Mariele

hatte die Nacht zuvor nicht geschlafen; sie sah noch bleicher aus als gewöhnlich, und als sie mit den Anderen in die Kirche trat, fiel es wohl Manchem ein, daß diesem jungen Geschöpf das Leben nicht leicht werden dürfe. Hübsch war sie trotz der verunstaltenden Haartracht. Das reiche, schlichte, blonde Haar war ängstlich fest von der weißen Stirn zurückgezogen unter einem schwarzen Sammetbände, und im Nacken hingen zwei lange ehrbare Zöpfe herunter, so straff geflochten, daß sie sich beim Gehen kaum bewegten. Mit hoher klarer Stimme beantwortete sie die an sie gerichteten Fragen, wobei jedesmal ein zartes Roth über ihr Gesicht flog. Ganz sicher und ohne Stocken, aber in dem gedehnten Aussagetone, wie die Uebrigen auch, sagte sie ihr Hauptstück aus dem Katechismus, nur ein erwartungsvoller, gespannter Ausdruck lag auf ihren Zügen wie bei keinem der anderen Kinder. Während der Predigt verwendete sie kein Auge von dem Pfarrer; er sprach von dem neuen Leben, das nun für die jungen Christen anhebe. Da sah ihn das Kind so groß und fragend an, daß es ihm fast lästig war. Danach kam die Einsegnung. Mit gesenkten Köpfen knieten die Kinder vor dem Altar. Der Pfarrer vertheilte die Sprüche und Verse; jedes Kind bekam den seinen vorgesprochen, und dann ward er ihm gedrückt in die Hand geschoben. Als Marie mit einer Kameradin

an die Reihe kam, sprach der Geistliche mit segnend aufgelegten Händen: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.“ Und dann den Anfang des Spitta'schen Liedes:

„Es geht ein stiller Engel
Durch dieses Erdenland;
Zum Trost für Erdenmängel
Hat ihn der Herr gesandt.
In seinem Blick ist Frieden
Und milde sanfte Huld.
O folg' ihm stets hinieden,
Dem Engel der Geduld.“

Als das Kind aufstand, sah es enttäuscht und weinerlich auf das Blättchen in seiner Hand, und mit einer schnellen Bewegung trat es rückwärts.

Der Pfarrer winkte. „Komm' nach Tische zu mir, liebes Kind,“ sagte er gütig.

Sie konnte die Stunde kaum erwarten, bis sie schüchternen Schrittes in das büchergefüllte Studirzimmer des Pfarrers treten durfte, der, in Wolken aus seiner langen Pfeife eingehüllt, langsam auf- und abschnitt.

Prüfend sah er sie an, blieb stehen und sagte: „Nun, Mariele, Du hast heut', scheint's, net viel verstanden?“

Ihr heftiges Kopfschütteln war nicht ohne Troß. „I weiß net — des mit em neue Lebe — i ka' kei neu's Lebe a'fange“ — stammelte sie furchtsam.

„Sprich ohne Scheu, Kind,“ sagte der Geistliche und nahm die Pfeife aus dem Munde.

„I ka' doch net“ — sie drückte beide Hände zusammen, als müsse sie etwas darinnen festhalten; „i ka' doch net mei' Mutter vergesse?“ flüsterte sie und sah mit flehenden Augen empor.

Der Herr Pfarrer räusperte sich. „Das verlangt Niemand, Marie,“ sagte er, „aber bedenken sollst Du freilich, daß Deine Kindespflicht nicht nur der todten Mutter, sondern auch dem Lebenden, dem Vater, gehört. Das Eine thun, und das Andere nicht lassen, liebes Kind.“

„I thue scho', was i mueß,“ sagte sie leise.

„Sa, ja, ich weiß, brav und fleißig bist und sparscht dem Vater eine Haushälterin. Aber wie steht geschrieben? Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb, Marie. Gib fröhlich, was Du gibst! Fröhlich sein, auch in Mühen und Sorgen, das ischt es.“

„I han halt no immer 's Heimweh,“ sagte das arme Kind mit fließenden Augen.

Mitleidig und eifrig rief der Pfarrer: „Dei' Mutter, Mariele, ischt wohl d'ra. Gönn' ihr de Ruh'! Was hat sie gehabt bei dem zornige Ma, der keinem was Guts,“ — er brach ab, über seine eigenen Worte verwirrt, und schloß sanft: „Wann sie vom Himmel drobe auf ihre Kinder sieht, no möcht' sie 's freuen, wenn sie 's Mariele auch e

mal herzlich lache hörte.“ Dazu lächelte er selber aus lauter Rührung und Hülfbereitschaft, denn das Mädchen stand mit einem gar zu verlorenen Gesichte vor ihm.

„Wenn's Gotts Wille ischt,“ murmelte Marie, „i dank' recht schö, Herr Pfarrer,“ damit schlich sie hinaus.

Der Pfarrer öffnete gleich hinterdrein die Thüre und rief seiner Frau, um ihr das seltsame Kind recht anzuempfehlen.

„'s Madele gefällt mir besser, 's ischt so mögig und zuthulich,“ meinte die Pfarrerin. 's Mariele faßt zu Niemandem ein Herz, 's ischt scho recht brav, aber so e Druckere¹⁾, der mer jedes Wort rauspressen muß.“

„Se nun,“ machte der Pfarrer.

„I bin froh, daß sie emal den Baile kriegt,“ sagte die Frau, „er ischt zwar e bissle e Trumpf²⁾, aber doch eine ehrliche Haut, frisch und luschtig.“

„So, also der Baile wird emal der Mann? Ja, des ischt freilich e Trumpf,“ lachte der Pfarrer. „Des ischt ja der Bub', wo em König die saumäßig grobe Antwort gebe hat.“

„Wie? welche Antwort?“

„'s heißt, er sei emal drunte bei Berg im e

¹⁾ Schweiger.

²⁾ Grobian.

Gütle auf em Baum g'fesse, no ischt der König vorbei gange und ruft ihn a': „Ober, Büble, wie kann man auch die Zwetschken schon essen, wann sie noch so grün und hart sind!“ „No' — hat der Baile g'sagt, — der Bub hat kaum recht spreche könne — „no wargelt¹⁾ mers, du' — Mein Better, der Pfarrer in Berg, hat's gehört und sich nicht schlecht entsagt über den Flegel.“

„Ja,“ sagte die Pfarrerin, nachdem sie sich die Lachtränen abgewischt, „das ischt der Richtige, der wird schon auch dem Pfarrbauern auf den Kopf steige, dem geizige Filz.“ —

Mariele wartete diesen Abend beklommen auf den Augenblick, da Better und Schwester schlafen gegangen und sie mit dem Vater allein sein würde. Die Kleine hatte sonst immer früh Schlaf, weil sie den ganzen Tag wie ein Vogel hin und her hüpfte, aber grad heute war der Paul so geschwätzig, daß sie mit blanken Augen sitzen blieb, wie nachdrücklich der Vater auch gähnte. Endlich scheuchte er sie Alle mit einem Nachtwort hinaus. Marie aber kehrte um und sagte, näher herantretend, als sie sich's sonst getraute: „Vatter, i möcht' was sage.“ Ueber diese Einleitung blieb dem Bauern der Mund in Bewunderung offen stehen, und Mariele senkte die

¹⁾ rollend drücken.

Augen, indem sie stotterte: „Vatter, der Herr Pfarrer hat g'segt, einen fröhlichen Geber hää Gott lieb“ —

Der Mund des Bauern schloß sich, daß es einen Ruck gab. Dann that er sich wieder auf: „I moin, jezt könntescht g'nueg han; han i net döz schwarz Koidle von deiner Muetter selig hergebe? So e Mädle hat's guet, iszt u'g'sorgt Brot, — aber do moinscht glei, 's sei alle Täg Backtag!“

Marie wurde roth. „So ischt des Ding net, Vatter,“ sagte sie verwirrt, „der Geber gaht mi a', i soll de fröhliche Geber mache“ —

Der Bauer lachte auf: „Bischt net g'scheit, Mädle!“ Dann aber machte er ein argwöhnisches Gesicht und fuhr abwehrend fort: „Morge früah gehscht zum Pfarrer und frogscht en, was em g'hört, i han 's scho' —“

„Ja,“ sagte Marie, „aber descht eppes anders, Vatter, i han sage wölle, i will jezt mei Pflicht fröhlich tho'“ — — sie streckte schüchtern die Hand aus, um seine zu berühren, ihre Augen quollen über.

Aber der Vater sah weder ihre Hand noch ihr Gesicht, in dem der Schmerz zuckte, sich nicht verständlich machen zu können. Er hatte ein Silberstück aus der Tasche genommen und drehte es hin und her, zog ein Stück Papier hervor und wickelte es umständlich hinein: „'s ischt e Heidegeld für dia G'schicht,“ murrte er, „do möcht' i glei' au' Pfarrer

sei.“ Dann schob er's wieder in die Hosentasche: „'s hat Zeit bis morge, Du thätescht 's Geld verlieren,“ sagte er. —

Traurig ging Marie in ihre Kammer; Madele athmete ruhig im Schlaf. Sie schlüpfte unter die Decke neben der kleinen Schwester und wandte sich mit ihrem Versprechen an den Vater im Himmel, dessen große strahlenhelle Augen ernst, aber freundlich über ihrem Bette standen, und der sie sogleich zu verstehen schien, ohne daß sie den Mund öffnete. „Ich will's versuchen, du weißt schon was,“ sagte sie in ihrem Herzen, und unter jenem leuchtenden Antwortblick von oben schlief sie ein. —

Die Jahre vergingen, die Schwestern wuchsen einander zu. Seit der Vetter im Hause war und die Arbeit nicht mehr einzig auf ihr lag, erstarkte Marie körperlich; sie lächelte nicht nur, sie lachte auch, wenn Madele ihre Späße trieb. Aber innerlich war sie trotz allem guten Willen unverändert geblieben. Fremd ging sie zwischen den Altersgenossen umher, mit denen sie auf einer Schulbank gesessen. Ihr tiefer Trost, der nie versagte, war ihr nahes kindliches Verhältniß zu Gott. Was kam, das nahm sie, als seine Schickung, fromm und ohne Murren hin; die böse Laune des Vaters, Hagelschlag und Mißwachs, den Tod der Lieblingskuh, ja das Verdorren ihres Myrthen-

stüchleins, was Madele für ein schreckliches Vorzeichen erklärte, über das sie in mitfühlende Thränen ausbrach. Vielleicht war ihre Fähigkeit, zu leiden, durch den Tod der Mutter auf eine Zeit hinaus erschöpft worden. Sie blieb gelassen und mußte zu beruhigen, zu berathen, wenn Alles um sie wehklagte und jammerte.

Eintönig floß das Leben. Madele klagte nicht selten; zumal, als Paul in seinem neunzehnten Jahre als Freiwilliger eingetreten war, um seine dreijährige Dienstzeit abzumachen, beschwerte sie sich weinend über Mariele's Schweigsamkeit, und daß man auch niemals „wohin“ komme, keinen Schritt aus dem Haus. Daraufhin wanderte Marie mit ihr am nächsten Sonntag nach Zellbach zum Dhm, den sie seit lange nicht mehr besucht hatten. Die Tante kam ihnen nicht eben freundlich entgegen, ihre lauernden schwarzen Augen strebten, den Zweck der Heimsuchung zu erforschen, und Madele flüsterte der Schwester empört zu, daß ja die Ursci in einer zerrissenen Jacke daherkomme und ihr Gesicht gewiß schon lange nimmer gewaschen habe. Die schwarzen Strobelköpfe standen an der Wand wie zwei dunkel gewordene Schneemänner, wußten nicht, ob sie grüßen oder weglaufen sollten, und nur der Kleinste, etwa Sechsjährige, stellte sich, den Finger im Munde, vor ihnen auf und starrte sie bewundernd an, denn Ma-

riete hatte ihm ein Gutsle¹⁾ mitgebracht, auf dessen Nachfolger er nun wartete.

Endlich kam auch der Oheim in einem schmutzigen Hemde, ohne Rock herein und setzte sich ziemlich wortfarg den Mädchen gegenüber. Urschi brachte Wein, dazu ein Brot. Auf dem Tische, in der Wirthsstube, wo sie saßen, zeigten sich noch die nassen Ringe von Gläsern, die hier gestanden. Unzählige Fliegen und Wespen schwirrten um ihre Köpfe. Als es gar Alles so unappetitlich und unsauber aussah, gewann Madele ihre Reckheit wieder und machte Alle lachen. Auch die Strobekköpfe verzogen schnell den Mund; sowie man sie aber ansah, standen sie wieder wie die Schneemänner.

Im Eck stand ein Milchkübel; Madele stieß die Schwester an und zeigte ihr den grünen Schimmel, der darauf lag. Dann fragte sie die Tante: „Hee, wem ischt no des? g'hört des für d' Säu?“

„Du g'fallscht mer,“ brummte die Bäuerin mit einem sauren Lachen, „des gibt en Butter.“

„B'hüet' mi Gott vor dem Butter!“ sagte Madele offenherzig und drehte ihr Naselein weg.

Die Urschi blieb nun ganz dahinten und überließ die Nichten ihrem Manne, der mit einem Gesicht, als möcht' er freundlich sein, wisse aber nicht,

¹⁾ Kuchen.

wie 's anzufangen, hie und da ein Wort an sie richtete.

„Kommet, Mädle, esset,“ sagte er endlich und öffnete den Backofen, der voll Birnschnitz und gedörrten Zwetschen war. Die Mädchen griffen zu, sogleich aber schrie Madele auf und warf den Schnitz mit einer Gebärde des Ekels von sich. „Jetzt han i in en Schwobe 'nei'bisse!“ Sie bückte sich und schaute in den Ofen, richtig, da liefen Scharen von Schwaben und Ruffen zwischen dem Dörrobst umher. Madele fing an zu jagen und zu vertilgen; die Strobelköpfe kamen auch herzu; Mariele ging derweil in den Garten, der in fast ebenso verkommenem Zustande war, wie das Haus. Sie band sich ein Sträußlein Nefeden und streichelte die Kaze, die sie scheu und fremd aus ihren grünen Augen anstarrte, als sei sie noch nie gestreichelt worden. Zuletzt kam Madele ganz erhitzt heraus: „Descht mer en andrer G'muß g'wese,“ rief sie, „i han zum mindeschte zweihundert todtg'schloge!“

„I denk', mer gehe heim,“ sagte Marie.

„Jetzt bleibe mer no e bissle,“ meinte die Kleine, „mer kennet se doch net verzürne. 's ischt immer der Watter vom Baile.“

„Aus dem Haus ischt er komme,“ sagte Marie nachdenklich.

Sie wurden zum Kaffee gerufen. Man saß zu

Achten um eine große Schüssel mit Kaffee; der Bauer stampfte sein Brot ein, von allen Anderen ward eingetunft.

„Mer danke, mer trinket kein Kaffee,“ sagten die Mädchen; „’s lupft¹⁾ mi ganz,“ flüsterte Madele.

Als sie weggingen, begleitete der Ohm sie ein Stück Weges.

„Mei Baile kriagt ’s guet, besser als sei Vater,“ sagte er zu Mariele. „Du bischt e saubers Mädle worde.“ Seine kleinen Augen funkelten wohlgefällig über ihre Gestalt hin. „Wenn er heimkommt, ischt Hochzig,“ fuhr er fort, „hascht scho Zeitlang, gelt?“

„I ka’ ’s verwarte,“ erwiderte Marie gelassen, „b’hüet’ Gott, Ohm.“ —

Es war Oktober, aber noch warm und hell, der Himmel tief dunkelblau, und leuchtend gelb der Boden der Weinberge. Nur die Obstgüter, durch die sie gingen, sahen erstorben aus; die meisten Blätter waren den Früchten nachgeflattert, fleckig und mißfarben hingen die noch überlebenden an den beraubten Nestern.

Die Schwestern setzten sich an einen Rain, dort blühte es noch von violetten Skabiosen und gelbem Herbstflöwenzahn.

„Guck au d’ Brummhummeler²⁾ a’,“ sagte Marie, „dia denket no a fein’ Wenter.“

¹⁾ übelt. ²⁾ Hummeln.

„Gelt Du, mer ziehe Hälmle¹⁾,“ und Madel fing an, Grashalme auszuzurupfen.

„Hälmle ziehe? für was?“

„Wer z'erischt g'heirat' ischt.“

„Ha,“ sagte Marie lächelnd, „i werd' z'erischt dra' glaube müesse, im e halbe Johr ischt der Baile frei.“

„I ka' scho gar nemme!“ schrie Madele verwundert, „i han 's längschte! i komm z'erischt dra'.“

Und sie fing an zu hüpfen und zu lachen, daß Marie mitlachen mußte.

„Dummes Ding,“ sagte sie, „Dir pressirt's fascht zu arg; denk', e halb's Johr! so bald ka' 's fascht net sei.“

„Ha, worum net? worum willscht mer's net gonne? I gonn Dir au, was Dei ischt!“ erwiderte Madele beleidigt. Dann aber ließ sie den Kopf hängen. „I bi scho so en arm's Tröpfle, 's ischt wohr,“ sagte sie, „grad fällt mer's ei! I han gerichten²⁾ morge 's Salz verschüttet, i han mei Lieb' wegworfe, jez kommt nex meh.“

„Hab i net der Rüh, so hab i net der Müh,“ tröstete Marie.

Madele aber begann mit heller Stimme zu singen, daß es durch den Wald klang:

¹⁾ wer den längsten bekommt. ²⁾ gestern.

„Gi du mei liebes Herrgöttle,
Was han i dir denn dahn¹⁾,
Daß du mi mei Lebetag
Net wit heurige²⁾ la'n.“

Zornig stieß Mariele sie fort: „Mach, daß D' weiter kommscht! So was singt mer net! so ka'scht net sei; — komm, jez singe mer z'säme³⁾:“

„So lang' ich hier noch walle.“

Das wollte dem Madele lange nicht einleuchten, endlich fiel sie doch ein, und die Vorübergehenden wandten oft den Kopf nach dem hübschen Schwesternpaar, das so blühend und einträchtig dahinwandelte und am Sonntag so fromme Lieder sang.

„Bin i froh, daß i kei Stiafmuetter han,“ sagte Madele Abends daheim; „no thätet mer au im Dreck verstickte, wie dia do.“

„Se hat en Baile arg plogt,“ fiel Marie ein.

„Ach der Baile! Denkscht immer a' Dein Baile! De ganze Tag hört mer immer no ‚mei Baile! mei Baile!‘,“ rief Madele und zerrte heftig an einer verknoteten Schnur.

„G'wiß net!“ betheuerte Mariele verwundert. „Du hascht Schloß, i g'spür's au wohl, daß i müed ben.“

„Red net so dumm derher“ — fing Madele unwirsch an, brach aber ab und stieg schnell ins Bett,

1) gethan. 2) heirathen. 3) zusammen.

die heißen Wangen tief in die Rissen versteckend. Plötzlich fuhr sie mit dem Kopf empor, schrie: „Mei' Stiafmuetter bischt Du!“ und legte sich ebenso schnell wieder nieder.

„Du wüescht's Ding,“ sagte Marie gleichmützig, „schlof Dei' Käuschle aus, morgue wirtscht mer sage, was i Der 'thon han.“ —

Aber am andern Morgen hatten beide Schwestern ihren Zwist vergessen. Mariele kam's einmal auf die Zunge, die Kleine mit dem gestrigen „Kausch“ zu necken, aber dann unterließ sie's. Madele ward gar zu zornig, wenn das Wort fiel und zwar darum, weil sie im letzten Sommer, während der Ernte, wirklich einmal einen Kausch gehabt. Alle waren sie auf dem Acker draußen gewesen zum Schneiden; die Sonne brannte, daß sie fast vergingen, und dazu schmählte der Vater, sowie sie nur ein wenig die Arme ruhen ließen. „Ja, was hent er denn für e lange Zipfel dahinte¹⁾,“ hieß es fortwährend. Sehnsüchtig wartete Madele auf den Ruf: „der Moscht ischt gar²⁾;“ dann mußte man einen neuen aus dem Keller holen und konnte sich ein bischen im Hause verruhen. Als es aber einmal wieder soweit war, da brachte das müde Kind den Mostkrug nicht mehr von den heißen Lippen, und erst als die Durstenden lang schon ihrer gewartet

¹⁾ was zögert ihr. ²⁾ alle.

hatten, erschien sie, aber unsicheren Ganges und mit übermäßig glänzenden Augen. Das gab ein Gelächter, als das Madele behauptete, es sei auf einmal so ein Nebel auf sie heruntergefallen, daß sie den Weg zum Felde kaum habe finden können. Seitdem nannte sie der Vater: „dia, wo im Nebel verirrt ischt“, oder „'s rauschige Mädle“, und der kleine Bosnickel hatte schon viele Thränen über diese Namen geweint. Gut nur, daß der Baile nicht dabei gewesen, sonst hätte wohl die Neckerei gar kein Ende genommen. Ja, seit jenem Tage hatte Madele eine Schaulust weniger; sonst hatte es ihr Spaß gemacht, so einen Trunkenen auf der Gasse hin- und herschwanken zu sehen. Jetzt aber fürchtete sie sich davor, und als einmal die Frau Pfarrerin ihr neckend zurief: „Madele, Dei Schurz isch naß, do gibt's en rauschige Mann,“ sagte sie erschrocken: „Dje, no thät mer's grause! i ka' d' Rauschige für mein Tod net leide.“

Um Ostern ward Paul frei und kam zurück, doch sollte die Hochzeit erst im Herbst stattfinden; im Sommer gibt's zu viel Arbeit, da hat man keine Zeit zu Festen auf dem Lande.

Baile war ein ganz anderer Bursche geworden in der Militärzeit. Seine etwas knollige Nase hatte sich gestreckt, seine Oberlippe zierte ein Schnurrbart, strohblond wie sein Haar; er warf sich in die Brust und ging mit stattlichen Schritten und selbstbewußter

Miene. „Du kommst derher, wie e hofeter Tauber¹⁾,“ sagte Mariele lächelnd, „Du bist emol e Kerle.“

Madele spiegelte sich bewundernd in seinen blanken Knöpfen:

„’s ischt schad’ derfür, daß Du d’ Uniform wieder ausziehst,“ meinte sie, „so sieh i Di gern.“

Da fing er nun an zu erzählen von seinen Drangsalen und Plackereien, von seiner Schießkunst und seinen übrigen Heldenthaten: Wachtposten stehen am Rosenstein in stockdunkler Nacht, von Paraden und Manövern, und endlich gab es Kasernenwitze, die die Mädchen meist aber nicht verstanden, und die sie auch nicht begriffen, als er sie ihnen erklärte. Er ging daher auch bald ins Wirthshaus, wo er ein verständigeres Publikum fand, und Madele war sehr zornig auf ihn und prophezeite, daß er mit einem Raufsch heimkommen werde. Diese Voraussetzung traf ein, und von Stund’ an wollte Madele kein Wort, wenigstens kein gutes mehr, mit ihm sprechen. Sie machte ihm ein trotziges Gesicht, wo sie konnte, setzte ihn vor dem Vater herab und hätte auch Mariele gern aufgeheßt.

Die aber sagte: „Des hent d’ Mannsbilder im Brauch! Descht en alte G’schicht. ’s ischt scho so, daß mer hi’ nehme mueß, was Gotts Wille ischt.“

Die Ankunst des Bräutigams hatte sie wenig

¹⁾ Tauber mit besiederten Beinen.

aus ihrer Ruhe gebracht; sie sorgte für ihn, fast wie eine Frau, ging auch Hand in Hand mit ihm am Sonntag durch die Felder spazieren. Als er sie aber einmal hinter einen Busch ziehen und küssen wollte, meinte sie: „Dozue hent mer Zeit, wenn mer g'heirath' send,“ und als er heftiger drängte, stieß sie ihn ziemlich unsanft bei Seite: „Mach daß De weiter kommst, was willst von mer? i lauf Der net dervo', Baile!“ —

„'s Marietele ischt sterch¹⁾,“ klagte Paul einmal dem Vater, „do werd i mei liabe Noth kriage.“

Aber der Alte richtete seine gekrümmte Gestalt mit einem Ruck auf, schmalzte mit der Zunge und sagte: „Blitzsauber ischt se! Wenn i Du wär' —. Was net fauret, des süeßt au nete!“ Und seine Augenlein blinzelten dem Sohne so bedeutsam zu, daß Baile wieder der Muth stieg.

„I werd's scho' verzwinge,“ sagte er.

„Ha Baile! Du woischt: 's send no²⁾ drei guete Weiber gwe, de ei' ischt us der Welt gloffe, de ander' ischt im Bad versoffe, de dritt sucht mer no'. 's Güetle ischt eineweg sei zwanz'g Tausend werth.“

„'s Güetle wär' recht, sell ischt wohr,“ bestätigte der Freier zufrieden; „der Pfarrbauer ischt halt en andrer Kerle als Du.“ —

1) störrisch. 2) nur.

An einem Sonntagnachmittage im August gingen die Schwestern Himbeeren lesen. Der Weinberg trug an der Mauer einen breiten Streifen, ganz mit Beeresträuchern besetzt, die auch in ungünstigeren Sommern, wenn die Trauben zurückblieben, einen guten Ertrag lieferten. Lange hatte sich der Bauer gesträubt, aber die Vorstellungen des Pfarrers hatten ihn endlich zu dieser einträglichen Neuerung vermocht. Doch bekümmerte er sich nach seiner zähen Art wenig um die Anpflanzung; das war Sache der Mädchen, so gut wie die weißen Narzissen, die sie im Weinberg an einem freien Eckchen erzogen. Die Mädchen waren gern hier oben, hoch über der Straße, hoch überm Neckar, dessen grünliches Wasser gerade an dieser Stelle in kleinen glitzernden Stromschnellen über verborgene Felsstrümmen sprang. Lieblich war es, hier im Frühling, wenn das ganze Thal in weißen Blüthen lag, unterm rosig schimmernden Pfirsichbaum zu stehen und auf den Lockruf der Amsel zu horchen, oder den Schwalben zuzusehen, wie sie bald mit spitzigem Flügel die Wasserfläche zu ritzen, bald sich wie Lichtpünktchen im höchsten Blau zu verlieren schienen. Lieblich war es hier heute. Alles durchsonnt und durchglüht, alles Roth von der scheidenden Sonne zu Purpur, alles Gelb zu Gold erhöht. Wieder fangen die Amseln, aber die Lüfte beherrschte heut kein zarter Frühlingsduft, — durch den sonnen-

beschiedenen Staub quoll von allen Seiten der starke leidenschaftliche Duft der weißen Lilie; in allen Gärten, in allen Weinbergen blühte sie, stolz und wehrlos zugleich, wie die Schönheit selber. Marie begoß ihre Lilien und sah nur zuweilen hinaus auf das spiegelglatte Wehr. Madele stand weiter unten und blickte auf die Spaziergänger, die auf dem Pfade am Neckar, staubumwallt, sich ergingen, frisch und sauber die Ausziehenden, die Andern mit Sträußen in den Händen, mit abgezogenen Hüten, in Hemdärmeln, roth im Gesicht und oft mit lautem Gesange. Madele reckte den Hals. Mein, was für närrische Hüte und Kleider dort unten spazierten! Oft lachte sie laut; manchmal flog auch wohl ein neckendes oder beifälliges Wort zu ihr herauf. Das hübsche Kind auf seinem hohen Beobachterposten, das braune Kraushaar umspielt vom Abendlicht, das reine kindliche Profil scharf abgehoben vom dunkelblauen Himmel, gab denen unten ein anmuthiges Bild. Ein blutjunger Mensch, mit einem großen Malkasten an der Hand, blieb gar stehen, sah scharf hinauf und begann seine Geräthschaften auf dem schmalen Rasenstreif auszupacken. Madele blickte verwundert hinab, als sie aber aus dem Körbchen neben sich eine rothgelbe Aprikose hervorholte und hineinbiß, schrie ihr der junge Mensch zu: „Stillhalte!“ und begann seinen Pinsel anzusetzen. Madele ward dunkelroth;

warf die Frucht in das Körbchen zurück und drehte sich blitzgeschwind um. „Mariese, komm, jez gehe mer,“ rief sie laut genug, „’s hat gar soviel Lausbuebe drunte.“ Sie nahmen ihre Körbchen voll Himbeeren und Aprikosen, deckten sie sorglich mit Weinlaub zu und stiegen hinter einander die lange schmale Treppe hinunter, die zwischen den Weinbergsmauern steil abwärts führte und in einer kleinen Seitenbucht des menschenvollen Fußpfades am Neckar mündete.

„No guck au, wie dia Melone scho goldgelb werde,“ sagte Marie und blieb stehen, die glänzenden Bälle zu betrachten, wie sie mit den langen, großblättrigen Ranken Kranzgewinde über die Mauer warfen. Und wie lebendig war diese Mauer selbst! Zarte graugrüne Raute quoll aus jeder Ritze, und das zierliche Gymbelkraut überdeckte ganze Flächen mit feinen hellvioletten Blüthchen.

Madele war wie gewöhnlich vorausgelaufen; als sie den Fuß auf den Boden setzte, begrüßte sie ein unangenehmes Gelächter, und eine freche Stimme rief ihr entgegen: „So isch’ recht, Mädle, komm e bissle näher, Du willst mer’s, scheint’s, bequemer mache, gelt?“ Es war der Kunstschüler von vorhin, der ihr so unverschämt zugerufen hatte. Er trug den Malfaßten in einer Hand, mit der andern schob er seinen Zwickel zurecht. Madele starrte sein bartloses Gesicht

an, in dem ein widriges Grinsen zuckte, und sagte: „Se send, scheint's, verruckt, sonst könnte Se net so u'verschämt sei, mer de Weg z' vertrette.“

„Hoho, u'verschämt! verruckt! Du bischt e grob's Baureding,“ rief der junge Mensch, und er trat hart vor sie, so daß sie nicht weiter konnte.

„I bin net Ihr Du!“ erwiderte das Mädchen, und sich zwei Stufen nach oben zurückziehend, rief sie ihrer Schwester zu: „Mariele, der Herr hat en Kaufsch, sag's em, daß er uns durchläßt.“

„En Kaufsch? warum net gar!“ schrie der offenbar Betrunkene, „wart, jetzt sollscht mer Abbitt leischte,“ und er packte Madele am Arm, so daß dem Körbchen einige Früchte entfielen und zu Boden rollten.

„Sie werde so guet sei' und mei Schweschter gehe lasse,“ rief Marie, eilig heruntersteigend. Aber was half das? In ihrem schmalen Engpasse, der immer nur Raum für eine Person bot, standen sie machtlos hinter einander gezwängt; der freche Jüngling versperrte vollkommen den Ausgang. Von den Vorübergehenden blickte kaum Einer her, und wer es that, glaubte, es handle sich um eine freundschaftliche Neckerei.

Madele überkam ein großer Zorn. „Mach fort mit Dei'm dumme Gefries¹⁾,“ schrie sie und gab dem Menschen einen plötzlichen Stoß vor die Brust.

¹⁾ häßliches Gesicht.

Nur einen Augenblick wankte er, dann packte er Madele um den Leib und näherte seine gespitzten Lippen ihrem nach rechts und links ausweichenden Gesicht. Marie, die auf der Mauer entlang geglitten, versuchte, ihre Schwester zu befreien; es sah aus, als solle eine förmliche Kauferei daraus werden. In diesem Augenblick faßte eine Hand den angehenden Maler an der Schulter, und eine Stimme rief: „I han gemeint, 's sei Scherz, sonst wär i früher komme; geh'n's uf d' Seit', Herr,“ und mit einem festen Griff drängte er ihn von dem Treppeneingange. Der Angegriffene stolperte rückwärts und trat dabei auf seinen Malkasten, der einen kurzen Krach gab. Erschrocken bückte er sich zu dem verkehrten Eigenthum. „So,“ sagte der Fremde, ein junger Mann in städtischer Kleidung und mit einem ernstern angenehmen Gesicht, „jetzt ischt der Weg frei.“ Die Mädchen ließen sich das nicht zweimal sagen, sondern drängten eilends hinaus. Als sie schon ein paar Schritte gemacht hatten, drehte sich Mariele noch einmal um und sagte mit ihrer sanften Stimme: „I dank Ene¹⁾ ebe recht,“ und „i dank au recht,“ echoete Madele. Dann wurden sie Beide roth, denn der Fremde hatte den Hut abgezogen und sie begrüßt wie ein paar Fräulein. Madele wollte sich auf dem ganzen Heim-

¹⁾ Ihnen.

wege ausschütten vor Lachen über den Herrn, der seinen eigenen Kasten zertreten hatte. „'s hat mi arg g'freut,“ wiederholte sie immer wieder. „Aber der Andre war ordentlich, gelt?“ fuhr sie lebhaft fort, — „ei guck au, do geht er no, Mariele, er wird im Stern einkehre.“ Aber der junge Mann ging an dem schönen Sterngarten mit der grauen Ruine vorüber, auch an der Wirthschaft, — die schlanke Gestalt verschwand zuletzt zwischen den Häusern. „Er geht, scheint's, auf B'such,“ meinte Madele, „gelt, Mariele, so Einer, so e nobliger Herr und so brav, descht selte? So ein möcht i au!“

„So treue Auge hot er g'hett,“ sagte Marie nachdenklich, „und daß er kei' u'nöthig's Wort g'schwätzt hat, des hot mer am beschte g'falle! ja descht emol e Braver.“

So kamen sie, plaudernd über ihr Abenteuer, heim, und Madele wollt' es auch gleich dem Better erzählen, als er vom Stern nach Haus kam. Er hörte aber nicht groß hin, sondern sagte gleichmüthig: „Ha, descht so e Mädlesfüeßler gwe, sell kennt mer scho! In Stuegert hot's viele. Uf der Königstraf laufet se ume mit ere Zwickel uf d' Nas'. Selle verschlägt mer de Kopf und fertig. Descht net g'fährli!“ Er fügte noch den guten Rath hinzu, ihn sofort zu rufen, wenn der Lapp noch einmal kommen sollte; dazu reckte er lässig seine starken Arme. Von ihrem

Befreier zu reden, dazu kamen sie gar nicht mehr; Marie wußte selbst nicht warum, aber es war ihr so angenehmer.

Am andern Morgen ging sie mit ihren Himbeeren frühzeitig zum Schreiner, — es ist so geschickt, den Saft in der Drehbank auspressen zu lassen, spart Geschirr und Müh. Der alte Diez hatte ihr auch immer gern den Gefallen gethan. Als sie aber heut die Thür der Werkstatt öffnete, sah sie einen Fremden dort arbeiten und blieb einen Augenblick überrascht auf der Schwelle stehen. „Sicht der Meischter net do?“ fragte sie zögernd. Der junge Geselle kam mit dem Hobel in der Hand, um die sich die hellen blanken Hobellocken kräufelten, auf sie zu. „Ka' i's net verrichte?“ fragte er bescheiden. Da sahen sie sich ins Gesicht und erkannten einander. Heute trug er keinen hellen Sommerrock, sondern schneeweiße Hemdärmel und bunte Tragbänder; aber schlechter sähe er darum nicht aus, meinte Marie. Im Gegentheil, der schlanke bräunliche Hals hob sich so frei und leicht aus dem weißen Hemde, das schwarze kurzlockige Haar lag so dicht und glänzend um den feinen Kopf, daß Marie vor lauter Wohlgefallen die Rede vergaß und ihn lächelnd und erröthend anblickte. Er bemerkte das aber nicht, denn er war ebenso beschäftigt, sie zu mustern. Sie sah nicht aus wie ein Bauernmädchen; die Sonne hatte ihre Haut nicht

gebräunt, die Arbeit ihre Züge nicht grob und gewöhnlich gemacht. Ein bißchen leidend blickten die großen hellgrauen Augen; das schlichte hellblonde Haar, die zarte Wangenblüthe und der schmale festgeschlossene Mund vereinigten sich zu einem lieblichen Ganzen, das zugleich etwas Bewegliches hatte. So wenigstens schien es dem jungen Schreiner zu sein. Er nahm seine Blicke auch dann nicht von ihr, als er ein bißchen befangen anhub: „I ben em Meischter sei Dot¹⁾, und weil 'r jetzt e große Aussteu'r z' mache hot und i bereits scho selbständig ben, so hot er mi do z' Hilf habe wölle; der Meischter ischt grad net do, — was habe Se denn?“

„Ha,“ sagte Marie lächelnd, „'s ischt eigentlich kei' Schreiner'gschäft, — i han do mei' Himbeer, — jez, — der Meischter weiß scho B'scheid. I ka' scho warte.“ Aber es fand sich, daß auch der junge Meister von der Kunst wußte, Himbeeren in der Drehbank zu zerquetschen, und er wollte, man sah's ihm an, sehr gern gefällig sein.

„Meine Mutter macht 's au so,“ sagte er, während er aufmerksam zusah, wie das Mädchen die rothen Früchte aus der Schüssel in ein weißes Tuch schüttete, auch hie und da eine darüber forthüpfende Beere einfing und mit spitzen Fingern zu den andern

¹⁾ Pathenkind.

legte. „Effet Se no,“ sagte Marie zutraulich, „i han se selber brockt, selle kenne Se mit Appetit verzehre.“

Nun schob er zuweilen eine Beere in den Mund, der ebenso roth und frisch wie die Frucht unter dem schwarzen Bärtchen hervorschimerte. „Ei,“ dachte Marie, als sie eben diese Bemerkung bei sich gemacht, „ich seh doch sonst die Mannsbilder nicht so an, — ich bin scheint's recht unbescheiden!“ Und sie erröthete vor sich selbst und wandte die Augen weg; aber nicht lange, der junge Mensch kam ihr so bekannt vor, als hätten sie sich schon lange mitssammen unterhalten.

Dabei sagte er nicht eben viel, nur fiel es ihr auf, daß er noch ein paarmal seiner Mutter erwähnte und immer als einer Person von Wichtigkeit so zu sagen, indem er einmal ihre Worte anführte, ein andermal erzählte, es sei ihr recht nah' gegangen, daß er schon wieder habe von ihr fort müssen; sei's auch nur für ein halbes Jahr etwa, man könne nicht wissen, was geschehe, wenn Eins einmal fränklich und nimmer jung sei.

Das Tuch mit den Beeren wurde nun eingeschraubt, Mariele kauerte neben ihrer Schüssel auf dem Boden und sah den Saft hell und süß hineinlaufen. Der junge Schreiner drehte vorsichtig fester und blickte dabei auf den blonden Scheitel unten, von

dem das weiße Schattentuch in den Nacken geglitten war. Die ganze Werkstatt war voll Himbeerduft, und Beide dachten: wären's nur noch zehnmal mehr Beeren! Das ist hier eine kühle gute Stelle, besonders wenn man nicht hobeln muß. Draußen scheint die Sonne fast zum Hitzschlag kriegen, und so ein Obstgeschäft ist eine rechte Wohlthat gegen alle andere Arbeit.

Zuletzt aber war's doch geschehen; das Tüchlein mit den Kernen war zu einem rothen Lumpen eingeschrumpft, und das Mädchen besah zufrieden ihre Schale voll Saft. Sie meinte:

„'s sieht lauter und klar wie Bluet, gelte Se?“

Zu ihrer Verwunderung erhielt sie keine Antwort, und als sie ihren freundlichen Helfer fragend anblickte, sah sie erschrocken, daß er blaß war und den Kopf hängen ließ.

„Hättet Se des net g'sagt,“ murmelte er, und der ganz veränderte tiefbetäubte Ton, mit dem er diese Worte sprach, ging ihr zu Herzen. „Sez ischt mer mei Freud verdorbe,“ fügte er hinzu.

„'s hat Leut, wo kei Blut sehe kenne,“ sagte Marie halb zu sich selbst.

Der junge Mensch schüttelte den Kopf.

„'s ischt e u'glückselige G'schicht, i ben schuld, daß Bluet g'flosse ischt, i han e Menschelebe uf 'm G'wisse,“ sagte er schwermüthig.

Ein Schrecken durchfuhr das Mädchen. Gleich darauf aber entgegnete sie mit Ueberzeugung: „Mit bösem Wille? Nei — des glaub i doch net —“ Und halb mechanisch setzte sie sich auf den Hocker neben der Drehbank, als sei es noch nicht Zeit zu gehen.

„I will's verzähle, wie 's hergange ischt,“ sagte der junge Meister, und stand mit gesenkten Augen, die Hand aufgestützt, vor dem fremden Mädchen wie ein Beichtender. „I kennt 's kei'm sage, aber. Sia hent so e G'sicht, — no därf i wohl mei schwer's Herz ausschütte. — Also, i han e Mädle gern g'hett, 's ischt e Bäsle gwe, drunte in Weihinge, e saubers bravs Mädle. Jetzt, wia i kaum G'sell gwe ben, ischt d' Militärzeit komme, i han verspielt und han müesse deene¹⁾. Im zweite Johr, um Weihnachte, ben i auf Urlaub komme, und mer hent Verlobung g'hett, drunte in Eplinge, wo 's Nifele bei ihrer Frau Dot' gwe ischt; recht lujchtig sei' mer gwe.“ Er fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen, in seinem Gesicht suchte es. „Sezet, noch eme halbe Johr ben i frei komme, ganz u'verhofft, als Belohnung für guete Führung, wia 's in mei'm Zeugniß g'stande ischt. Ben i froh gwe! I han nex g'sagt, kei Wörtle g'schriebe, i han se überrasche wölle. Berescht mei Mutter, in Weihinge drunte, no hot 's mi so noch

¹⁾ dienen.

Eslinge zoge, zum Nifele, daß i mi net e halbe Stund z' Haus verruhet han, immer han i 's Nifele im Sinn g'hett und die Freud und Verwunderung, daß i so e Glück han. No bin i als noch Eslinge komme und uf de Markt g'sprunge, wo d' Frau Dot' wohnt. Jetzt wie no i von fern an d' Fenster no guckt han, im zweite Stock drobe, no steht 's Nifele halbe drinne, halbe drüße uf em Fenstersims und pukt d' Scheibe.“

Er seufzte schwer, Marie saß mit ängstlich aufgerissenen Augen, die Hände gefaltet und horchte.

„No gibt der böß' Geist, wo immer seine Finger im Spiel hot, mer ei, daß i 'nauf ruese thue, Nifele!‘ Blitzschnell fährt ihr Köpfe ume, i g'pürs, wie se mi derkennt, wie se roth wird und blaß und ihre Händle loslaßt. ‚Fall net, Nifele!‘ schrei i in Todesangst, und spring, was i ka, denn i seh se schwanke, no schrei i in meina Herzesseelenoth nomal, — no liegt 's Nifele uf 'm Stei'pflaster — —“

Der junge Mensch verdeckte sich das Gesicht, dem Mädchen liefen die Thränen herunter. „Istt kei' Hilf' mehr gwe?“ fragte sie leise.

„Se hat se nemme g'rührt, noch emol g'seufzt hat se, no ischt se todt gwe;“ und kummervoll fuhr er fort: „Hätt i g'schriebe, 's U'glück wär net g'schehe; 's laßt mer kei' Rueh. Do han i 's erfahre, wer Herr ischt über Tod und Lebe.“

„Der liab Heiland wird Ene Trost schicke,“ sagte das Mädchen nach einer langen Pause.

„I mein', er hätt sei Engele schicke solle, daß sie 's arm Kifele hebe¹⁾,“ erwiderte er in trübem Ton.

„Es fällt kei Sperling vom Dach ohne sein Wille,“ sagte Mariele warm; die biblischen Worte und Vorstellungen waren ihr geläufig und hatten ihr noch immer Trost gebracht.

Aber der junge Meister rief hastig: „B'hüet Gott, daß i glaube müeßt, 's sei sei Wille gwe! no könnt i nemme bete.“

Da verstummte Mariele vor so großem Leid. Nur nach einer Weile flüsterte sie wie zu sich selbst: „Arms Kifele!“

„Der Herr Pfarrer hot freili g'sagt, e schö's End hää se g'nomme,“ erzählte der junge Meister weiter, „und woahr ischt scho, se ischt dog'lege wie in Schloß und g'lächelt hot se no im Sörgle. Se hot kein Schreck und kein Schmerze g'spürt, hot der Herr Doktor g'sagt. Aber,“ fuhr er in lautem Jammer fort, „daß i schuld sei mueß, daß i er²⁾ 's junge Lebe g'nomme hab —“

Langsam stand das Mädchen auf, nahm ihr Tuch und den Hasen mit Saft zusammen. „Sez gang i auffi,“ sagte sie leise zu dem in trauriges Brüten

¹⁾ halten. ²⁾ ihr.

Versunkenen. Sie wollte noch etwas sagen, aber ihre Zunge stockte.

„Ach, gehet Se scho?“ fragte er.

„Ja — b'hüet Gott,“ mehr brachte sie nicht heraus.

„B'hüet Gott, und i dank Ene ebe recht,“ erwiderte er und sah ihr mit tiefem Zutrauen in die feuchten Augen.

„B'hüet Gott,“ wiederholte sie noch einmal und ging, anfangs langsam; schneller, als sie sich besann, daß es schon spät sei, zehn Uhr, wie es eben vom Kirchturm schlug.

„Bischt Du aber lang ausbliebe!“ sagte Madele staunend, als die Schwester eintrat. „Der Baile hat scho zweimal g'veschperet und g'frogt, in welchen Brunne Du versunke bischt.“

„Ist mer ei's,“ sagte Marie und stellte ihre Schüssel auf den Tisch.

„So, bischt beim Schreiner gwe! Was hat er no so lang g'schwächt?“ fragte Madele neugierig.

„Nex, er war erscht net daheim,“ kam die zögernde Antwort. Dann ging Mariele eilig in die Küche. Warum sie der Schwester nicht die Wahrheit gesagt, dachte sie bei sich selber. Aber es war ihr so gar nicht in den Sinn gekommen, Madele je zur Vertrauten zu machen. Wie hätte sie ihr diese Geschichte erzählen sollen! Sie erröthete bei dem Ge-

danken, daß sie ihr seinen Namen nennen sollte. Ach, seinen Namen, — den wußte sie ja selbst nicht! Aber gleichviel, sein Gesicht, seine Stimme gingen ihr nicht aus den Gedanken. „Armes Kisele,“ dachte sie, „Du hast freilich ein Glück verloren. Wenn er nur nicht so gar traurig wär’, wenn man ihn mit was trösten könnt’! Es ist doch gewiß Gottes Wille gewesen, aber er kann’s nicht glauben, weil er sie gern gehabt hat.“ Marie dachte auch über das Gernhaben nach; in ihrer Familie gab es so etwas nicht. Sonderbar! Nicht einmal Madele war ihr recht zuthan. Es fiel ihr plötzlich wieder ein, wie sie einmal gerufen: „Meine Stiefmutter bißcht Du.“ Und nachträglich ging ihr dies Wort wie ein Stich ins Herz. Gerade seit sie Beide älter geworden, waren sie auseinandergekommen. Vielleicht würde es besser, wenn auch Madele sich verheirathete, vielleicht hatte sie dann den Mann gern. — Sie mußte auch an Paile denken. Was der wohl gesagt hätte, wenn sie wie das Kisele zum Fenster hinausgefallen wäre? Nein, das konnte sie sich nicht denken, denn über Paile’s Kommen konnte sich Niemand so freuen, daß er aus dem Fenster fiel. Das war ja gar nicht möglich. Und staunend dachte sie, daß es eine Freude geben könne, so groß, daß man an so einer gefährlichen Stelle seine Hände loslassen und nicht achten würde, daß man falle, nur um zu winken, um ein

Zeichen zu geben. Und halb im Bewußtsein dämerte es ihr herauf, wie sie sich an der Mutter Sarg angeklammert, und wie sie nur hatte bei ihr bleiben wollen, selbst unten in der kalten Erde.

Den ganzen Tag ging sie wie im Traum umher. Eine Thür war vor ihr aufgethan, aber sie stand noch auf der Schwelle, verwirrt und geblendet von der Helle da drinnen. Am Nachmittage, spät, im letzten Sonnenlicht, schlüpfte sie in ihr Kämmerchen, wo sie mit Madele schief, schloß ihren Kasten auf und nahm ein Schächtelchen heraus. Das war ihr Schatzkästlein, ihr Reliquienschrein. Darin lag ihrer Mutter Gebetbuch, ein Ring von rothem Stein, den sie ihr einst vom Jahrmarkt mitgebracht, und der ihr längst zu eng geworden; ein trocknes Eichenzweiglein vom letzten Spaziergang mit dem Herrn Lehrer nach der Confirmation; ein kleines enges Granatmuster¹⁾, das ihr beim Tode von Baile's rechter Mutter zugefallen; ein Brief von dem Herrn Lehrer, der, als er verreisen mußte, einige der kleinsten, zurückgebliebenen Schüler durch sie im Lesen hatte unterweisen lassen. Sonst pflegte sie andächtig Alles zu betrachten, wenn sie in einem freien Augenblick über diese Schätze gerieth; heut aber räumte sie das Schächtelchen mit eiliger Hand aus, warf gar den

¹⁾ Halsband.

trocknen Lavendel und Waldmeister achtlos auf den Boden, um schneller zu den tief unten liegenden Andenken von der Confirmation zu gelangen. Da waren sie endlich: ein rosenrothes feines Blättchen mit einem darauf gedruckten Bibelspruch, dann ein anderes Blatt mit einem Bildchen, unter dem Verse standen. Die las sie eifrig durch, obschon sie sie auswendig wußte, dann sann sie darüber, und dann holte sie ein Gläschen Tinte herbei, einen Bogen Papier und begann unter vorsichtigem Hinüber- und Herüberblicken mit steifen ungeübten Buchstaben abzuschreiben:

„Es geht ein stiller Engel
Durch dieses Erdenland.
Zum Trost für Erdenmängel
Hat ihn der Herr gesandt.
In seinem Blick ist Frieden
Und milde sanfte Huld —
O folg' ihm stets hinieden,
Dem Engel der Geduld.“

Oftmals verschleierten sich ihre Augen unterm Schreiben, sie wischte sie mit der Hand und merkte nicht, daß ihr Thränen aufstiegen. Einmal gingen Schritte an ihrer Thür vorbei, da erglühete sie heiß und wollte Alles zusammenwerfen. Aber sie gingen vorüber, und das letzte Wort der Verse stand fertig da. Was nun weiter? Sie besann sich lange, schob ihr Briefblatt auf dem Fenstersims hin und her und sah dabei gedankenlos hinunter in den kleinen Kraut-

garten, wo die Stangenbohnen noch feuerroth und weiß blühten und aus den frisch begossenen Salatbeeten ein feuchter Erddunst emporstieg. — Ein Brief sollte dies ja auch nicht werden, nur wissen sollte er, daß sie dies schicke. So that sie denn wie bei den Stammbuchversen, die sie manchmal hatte schreiben müssen. Sie malte vorsichtig darunter: „Zum Andenken an Marie Deininger.“ Bei ihrem Namen versuchte sie einen kühnen Schwung anzubringen, aber die Feder spritzte in ihrer ungeübten Hand und versprühte einen schwarzen Tropfenregen um die Unterschrift. Voll Bekümmerniß starrte sie das Unheil an, zweifelnd, ob sie nicht noch einmal Alles abschreiben solle. Aber es wurde schon dunkel, die Zeit hätte nicht ausgereicht, und morgen gab es wieder so viel zu thun. So schob sie denn das mißglückte Schriftstück mit einem halben bösen Gewissen in ein vergilbtes, aber leeres Couvert, — das einzige, das sie besaß, und überlegte die Adresse. Die ist nun schwer zu finden, wenn man keinen Namen weiß! Sie hätte sich wohl befragen können, aber das war ihr zuwider, sie wußte selbst nicht recht, warum. So schrieb sie denn einfach: „An den jungen Herrn Schreiner, wo beim Schreiner Diez zur Aushilf ist.“ Mit der Post freilich wollte sie nichts zu thun haben, nein, sie mußte ihren Brief selbst abgeben. Aber wie? Sie besann sich darüber die halbe Nacht lang; früher

noch als sonst war sie am Morgen aus dem Bette. Mit heißen Wangen und klopfendem Herzen schlich sie hinüber nach der Schreinerwerkstatt. Dort war es noch ganz still. Sie schaute durch die staubblinden Fenster in die ebenerdige Werkstätte; Niemand war darin. Das machte sie dreister. Sie rüttelte ein bißchen an den Fensterflügeln. Da, einer war nicht ganz geschlossen worden in der warmen Nacht, — er ließ sich aufstoßen. Die Drehbank, an der sie gestern gestanden, wo ihr der fremde arme Mensch seine traurige Liebesgeschichte erzählt hatte, stand nicht weit vom Fenster. Wenn sie recht vorsichtig zielte, konnte sie ihr Briefchen vielleicht bis dahin werfen. Aber ihre Hände zitterten, und sie warf ungeschickt, — da lag ihr Trostlied zwischen den Hobelspänen unter der Drehbank! Mit langem Halse spähte sie hinein, beide Hände auf das Fenster Sims gestützt, alle Vorsicht vergessend. Da knarrte eine Kammerthür, und ihr grad gegenüber trat in die Werkstatt der junge Schreiner mit den weißen Hemdärmeln, ganz so, wie sie ihn gestern gesehen. Ob er sie erblickt? Es fuhr ihr der Schrecken so in die Glieder, daß sie nicht einmal aufschrie, sondern sich plötzlich unterduckte wie ein wilder Vogel; dann aber nahm sie sich zusammen und sprang so flink davon, wie sie seit ihrer Kinderzeit nicht mehr gelaufen war. Die Fenster der Werkstatt gingen auf den Neckar hinaus; wenn sie

um die Hausecke lief, konnte sie nicht mehr gesehen werden. Aber sie hielt nicht an, sie eilte sogleich bis nach Hause und ward erst ruhig, als sie wieder in der kleinen dumpfen Kammer war, wo Madele mit Rosen auf den Backen noch fest schlief. Eilig, als gelte es ein Unrecht wieder gut zu machen, ging sie in die Küche und zündete Feuer an. An der Thür des Holzstalles begegnete ihr Baile, der sie verschlafen und verwundert fragte: „Wo bischt no scho in aller Gottsfrüeh gwe?“

Das Mädchen trat einen Schritt zurück — so hatte Baile sie gesehen? „I mein', 's könnt Dir ei's sei,“ sagte sie, aber sie war doch etwas befangen.

„Hascht scheint's Dein Schaz b'sucht!“ neckte Baile.

„I han kein Schaz!“ rief Mariele hastig, „schwätz net so domm raus!“

„Aber i ben 's doch? i ben doch der Deinig', gelt?“ meinte Baile mit einem Versuch, sie zu umfassen.

„Du,“ sagte Mariele, seine Hand zurückschiebend, „Du wirscht bald mei Ma', wenn's Gott's Wille ischt — descht eppes anders,“ setzte sie hinzu.

„Ha,“ brummte Baile, „e gute Ausred' ischt drei Baze werth. Wo bischt no hig'loffte?“ Sein Gesicht nahm einen mürrischen, mißtrauischen Ausdruck an.

In dem Mädchen stritten Trog und Offenheit: „Beim Schreiner ben i. gwe,“ sagte sie zuletzt, „jez wirscht beruhigt sei, gelt?“ Damit verschwand sie im Holzstall und rumorte dort drinnen unter den Scheiten, als wolle sie sich selbst nicht hören, denn ihr Herz klopfte bellommen und doch froh, wie es ihr noch niemals geschehen war. Den ganzen Tag sah sie die Stühle und Bänke im Haus darauf an, ob sie auch ganz und keiner Reparatur bedürftig seien. Ja, es waren einige Schäden da, die längst hätten ausgebessert werden sollen. Aber dann wagte sie doch nicht, sie zum Schreiner zu tragen, vor der Thür noch kehrte sie um.

Am nächsten Morgen fand sie auf dem Sims vor ihrem Kammerfenster draußen ein Sträußchen liegen, Rosen und Rosmarin. Mit bebenden Händen steckte sie 's unter ihr Halstuch, es war ja nur für sie, es sollte Niemand anders sehen. „Das ist für das Lied,“ dachte sie; „ach, wenn 's ihn nur recht getröstet hat!“ Und sie hätte ihn so gern gesehen, aber sie dachte, es wäre doch ganz unmöglich, daß sie noch einmal in die Werkstatt ginge.

Am folgenden Tage lag wieder ein Sträußchen auf dem Fenstersims, und so fand sie nun täglich eins, zwei Wochen lang. Einmal, als sie mit Madele vom Felde kam, die Hacke über der Schulter, begegnete er ihnen; er sah so sauber und wohlgekleidet

aus und grüßte so höflich mit dem großen braunen Strohhut. Da ward es ihr heiß und bange, denn sie war beschmutzt und erhitzt von der schweren Arbeit, sie hatten den ganzen Nachmittag Schollen geklopft. Es sah aus, als wolle er auf sie zutreten, zögere aber, Madeles wegen, die ihn feck musterte.

„Hier ums Eck,“ sagte Marie und zog ihre Schwester schnell mit sich fort.

„Dummes Ding,“ entgegnete Madele unwirsch, „wie wenn der saubre Bub beiße thät! Er ischt jo beim Diez drunte, Wilhelm heißt er, — aber Du bischt immer ei'blättlet wie e Kaup', mit Diar ka' mer von so was garnet rede.“

Marie hörte aufmerksam zu und vergaß darüber zu antworten. Vielleicht wollte sie auch nicht. Madele plauderte weiter: „Schad, daß er e Schreiner ischt, und Geld hot er kei's, sagt dem Diez sei Beth¹⁾, fonscht thät er mer g'falle! Guet! D' Beth thät en au nehme, glei, aber se sagt, 's Maul sei em fascht zug'waxse, schwäze thät er fascht nex.“

„D' Beth ischt arg wüescht mit ehre schelle²⁾ Auge,“ warf Mariele hin.

„I sag's au!“ lachte Madele, „bei miar sollt er scho rede, i probir's emol.“

„I glaub gar! willscht eppe³⁾ em Bube nachlaufe?“ rief Marie zornig und erschrocken.

1) Elisabeth. 2) schielend. 3) etwa.

Aber das störte Madele's Uebermuth nicht im geringsten. „Bon nachlaufe ischt kei Red',“ lachte sie, „bloß sehe, ob em 's Maul wirklich zug'wache ischt! 's wäre schad für en, so e Bild vome Buebe.“

Raum hatten sie sich daheim gesäubert und erfrischt, so ergriff Madele einen zerbrochenen Stuhl und rannte unter übermüthigem Lachen aus der Stube. „Hand, Hand, heiß mi net! Zahn, Zahn, verreiß mi net!“ rief sie Marie zu, die mit zusammengezogenen Brauen da stand, unschlüssig, ob sie sie nicht zurückhalten solle. Ja, warum denn? Madele war zwar ein ausgelassener Wildfang, aber daß sie sich frech betragen würde, das war doch nicht zu glauben. Es dauerte ziemlich lange, bis Madele zurückkam, wenigstens für ihre Schwester: Sie war nicht ganz so aufgeräumt, wie vorher, sondern machte sich zuerst über den Mostkrug; der September brachte noch immer heißes, durstiges Wetter.

„Hää?“ fragte Marie zuletzt, und machte sich an der Tischlade zu schaffen, die sie aufzog und langsam wieder einschob.

„Hää?“ gegenfragte die Kleine, als ob sie gar nicht wisse, was man von ihr verlange.

„Hascht en g'sehe?“ Langsam zog Marie die Schieblade wieder auf.

Madele nickte. „Worum net?“

„Was hot er als g'schwätzt?“

„Ha, was mer halt so schwätzt!“ erwiderte Madele lachend. „Vom Haus und em Better und em Baile und em Mohrle.“ Mohrle sprang bei Nennung seines Namens schwänzelnd an seiner Herrin emppr. „Wan er e Güetle hätt,“ — sagte sie nachdenklich, „no kennt mer mit em rede, — er g’fällt mer recht guet.“

„Weißt au, ob Du em g’fallst?“ meinte Mariele etwas scharf.

„Ha, i denk scho! i ben en args netts Mädle,“ rief Madele unschuldig.

Am nächsten Morgen lag kein Sträußlein auf dem Fenster Sims.

Marielle blickte traurig auf die leere Stelle, — sie wußt’ es gleich, nun würde nie wieder eins kommen. Jeden Abend hatte sie das welke, das sie Tags über heimlich an sich getragen, in ihr Schächtelchen zu ihren Kinderschätzen gethan; sie lagen schon hoch aufgehäuft darin, und jedes Blümchen hatte eine Freude bedeutet. Nichts auf der Welt hatte sie bis jetzt so erfreut wie dieser stille Gruß. Aber es war wohl eine Sünde, dachte sie jetzt. Auch, daß der Geber ihr so gut gefiel, seine grade schlanke Gestalt, seine sanften Augen, seine rothen Lippen, seine artigen Manieren, selbst seine Trauer und seine Thränen. Der Teufel geht um in allerlei Gestalt, das wußte sie genau; grade das, was uns gefällt,

stammt oft von ihm, ist eine Versuchung zum Bösen. Sie hatte zwar noch nicht viel Böses gethan, aber sie hatte doch Augen und Seele an ihm geweidet, dachte sie, — sonst hätte sie nicht so viel Unruhe und Angst gefühlt, hätte sich nicht geschämt, seinen Namen zu nennen oder von ihm zu sprechen. Das war unrecht gewesen. Dort vor dem leeren Fleck auf ihrem Sims betete sie mit tiefer Inbrunst, daß Gott ihre Seele von ihm abwenden möge, und dazwischen fühlte sie mit brennender Freude, wie lieb er war, wie nah und wie lieb, und daß sie ihn gar nie wieder vergessen könne.

Am nächsten Tage ward sie mit Paile zum ersten Mal von der Kanzel „geworfen“. Sie saß so, daß sie den Better deutlich sehen konnte. Er hatte noch immer dasselbe sommersprossige dummkluge Gesicht wie als Bub. Kein Bruder konnte ihr vertrauter sein. Als sein Name genannt wurde, richtete er sich straff auf, wie ein Schulknabe, den man aufruft, oder war's von der Soldatenzeit her die Gewöhnung beim Apell. Berlegen sah er nicht aus, eher etwas prozig. Der Pfarrbauer war einer der begütertsten in Hofen.

Am Nachmittage sagte Madele mit aufgeworfener Lippe: „Der Wilhelm ischt nemme do, er häb alleweil in Stuegert z'schaffe, sagt d' Beth; no, mir ka's ei's sei, er ischt, scheints, so e Dockelmauser.“ Und

als Marie nicht antwortete, fuhr sie fort: „Er hot kei' Mädle g'führt, aber doch hot er e heimlich's Schäßle g'hett. Sträußlen hää er brockt¹⁾ in aller Fruh und hää se forttrage, sagt d' Beth. Se hääs zweimal g'sehe. No hää se 's em g'sagt, no hää er kei Antwort gebe! so e Dockelmauser!“

Mariete hatte sich tief auf ihre Nähterei gebückt, Trauer und heimliches Lächeln, Erblichen und Er-röthen wechselten auf ihrem Gesicht; sie war froh, daß der Vater hereinkam und Madele abbrach. —

Einige Wochen später kam der Sonntag ihrer Hochzeit.

Mariete hatte dafür gekocht und gebacken, nach Brauch und Recht. „Se macht immer glei e Schwenk-wannen voll,“ sagte der Pfarrbauer zu seiner Schwägerin, mit der er sich besonders gut verstand. Urschi sah noch gelber aus als gewöhnlich. Sie war ein paar Wochen lang krank gewesen. „I han scho g'moint, i komm do 'naus, uf d' Kirchhof,“ stöhnte sie, wie sie langsam zur Thür herein schlurste und sich schwerfällig niederfallen ließ. Die Bank ächzte unter ihrem Gewicht. „'s scheint aber, mer will mi no net,“ fügte sie mit ihrem ungernen Lächeln hinzu.

„Mei, Du bist noch z' böf! rief Madele neckend; der Ohm lachte beifällig, aber Urschi sah sie nicht eben freundlich an.

¹⁾ gepflückt.

„Du bißcht a'pußt wie 's Döckele¹⁾ us 'm Lade,“ sagte sie, „mer sieht fascht net, wer d' Braut ischt von uich zwoi.“

Marie sah bleich und müde aus, sie hatte die ganze Nacht Teig gerührt, zu Gugelhopf und Kranz und „Wefzgenescht²⁾“, dann morgens um vier schon Alles zum Bäcker getragen; Madele hatte zwar geholfen, aber sie war doch die Anordnerin vom Ganzen. Freilich war's ihr eigener Wille so, — sie wollte durchaus nicht, daß die Hochzeit in Urschi's Hause in Fellbach ausgerichtet werde, und Madele hatte ihr kräftig beigestanden. „In dere Sauwirthschaft kennt i net e Bröckle esse,“ sagte Madele, so deutlich wie möglich, nach ihrer gewohnten offenen Art, und ganz unbekümmert darum, ob Baile etwa ein Gesicht hinmache, wenn er das über sein Elternhaus höre. Aber Baile machte gar kein Gesicht; er fand es viel bequemer, zu bleiben, wo er später wirthschaften sollte, und seine Eltern hatten erst recht nichts dawider. Ein bißchen lang wurden ihre Mienen freilich, als der Pfarrbauer sich die Kosten auf Heller und Pfennig zurückzahlen ließ für die Anstalten, erst daheim, und später im Sternwirthshaus; aber Ursula's Hochachtung vor dem Schwager wuchs eigentlich noch bei diesem Beweis seiner zähen Kargheit.

1) Suppe. 2) Wespennest.

„Der ischt profitlich!“ sagte sie bewundernd zu ihren Söhnen, den Strobeköpfen, „so müeßt ers¹⁾ au mache. I moir' fascht, er häbs von meiner Muetter, aber er hot se ja nemme g'sehe! 's ischt en args bravs Weib g'we, mei Muetter felig. Was net schlechter ischt als e Laus, des müeßt er vom Bode ufhebe, hat se g'segt. Welle Täg hat se des g'segt.“ Die Söhne kannten diese appetitliche Haushaltsregel sehr wohl, denn auch sie bekamen sie alle Tage zu hören; sie gähnten, ohne die Hand vor den Mund zu halten, aber ihre Augen fuhren gleichwohl gehorsam spähend in alle Winkel der Hochzeitsstube, denn eben hier war es, wo die Unterhaltung stattfand. Auf den Wandbänken und den Stühlen saß es voll von Gästen; die jüngeren standen in den Ecken beisammen, aber Buben und Mädchen getrennt. Die Meisten sahen unbehaglich aus, in ihren schwarzen Feiertagskleidern; nur die älteren Männer mit ihren dampfenden Pfeifen und die alten Frauen mit ihren Gesangbüchern hatten jenen ruhigen Gesichtsausdruck, der beweist, daß man eine Sache ohne Gemüths-erregung an sich kommen läßt. Diese sprachen fleißig dem Wein zu, den die Mädchen umhertrugen, — abgestellte Gläser, Gesangbücher, Sacktücher, und hie und da ein Blumenstrauß lagen zwischen den Schüsseln

¹⁾ ihrs.

voll Gebäck auf dem Tisch und den Fenster Sims. Aus der Mädchenecke tönte manchmal ein Richern, dann schloß sich das Häuflein dort dichter zusammen, und wenn gerade Madele des Wegs kam, ward sie lachend mit in den Kreis gezogen. Mariele mußte immer an der Mutter Begräbnistag denken, — seit jenem Tag war es das erste Mal, daß so die ganze Verwandtschaft hier versammelt war. Dann stürzte sie fast das Richern aus der Ecke, als etwas, das doch damals nicht gewesen war. Sie und da hörte sie auch die Stimme ihres Vaters, — die hatte damals geschwiegen, — nun knarrte sie, ganz wie seine hörnerne Schnupftabaksdose beim Aufdrehen, unter den anderen Stimmen hervor. Er erklärte soeben, daß er keine Musik, keine Bläser und Geiger voraus gewollt habe: „’s koscht glei weiter und in Stuegert sieht mer des au nemme.“ Der Pfarrbauer war sehr für den Fortschritt, wenn Fortschritt billiger war. — Der Vater des Bräutigams war hinausgegangen, „d’ Säu a’sehe.“

„No ka’cht glei dei Baile mit a’sehe,“ rief ihm Madeles spitziges Zünglein nach, „der ischt alleweil noch am Mische.“

Baile hatte sich allerdings noch nicht blicken lassen; es war ihm nichts ärger, als von der ganzen Verwandtschaft angegafft zu werden. So machte er sich da und dort zu thun, um draußen den Augen-

blick zu erlauern, wo der Ausbruch zur Kirche stattfinden, und sich dann ohne viel Worte dem Hochzeitszuge anzuschließen. Madele hatte ihn aber gesehen und ihm ein scharfes Wort übers andere gegeben. Mit der Kinderfreundschaft zwischen den Beiden war es aus, wie mit dem Vertrauen zwischen den beiden Schwestern. So unfroh wie jetzt war das Haus kaum nach der Mutter Tode gewesen.

Der Ohm kam wieder herein in das heiße Zimmer und rief durch die grauen Tabakswolken, daß es nun Zeit sei. Hinter ihm folgte auch Baile, sehr roth gewaschen, auf der Stirn eine Wolke, vielleicht von Madele's Sticheleien her, — übrigens trat sie jetzt an ihn heran, um ihm den Bräutigamsstrauß an den Rock zu heften. Doch hätt' es um ein Haar noch einmal Streit gegeben. Es fiel ihr nämlich ein, ihn auch an der Halsbinde zu zerren, mit dem Bemerken, „was weiß en Dchs, wann Sonntag ischt!“ und sie loszuknüpfen. Nun hatte aber eben diese Halsbinde dem Baile heut schon eine Stunde lang Elend gemacht, darum schlug er Madele grob auf die Hand, und erst Mariele gelang es, ihn zu besänftigen. Doch grollten Beide noch eine Weile fort, und selbst auf dem Wege zur Kirche sahen sie sich mit gerunzelten Stirnen und feurigen Augen an, so daß eine der Brautführerinnen Madele anstieß und ihr zuraunte: „Geh', Madele, mach e Zörnle.“

Aber auch das alte Kinderwort brachte sie nicht mehr zum Lachen, Madele's Natur schien ganz ins Säuerliche umgeschlagen.

Mariele trat wie im Traum in die Kirche, — erst als die liebe vertraute Stimme des Pfarrers an ihr Ohr schlug, faßte sie sich zusammen und zwang sich, aufzumerken und kein Wort von der Predigt zu verlieren. Der einzige Gedanke, der klar in ihrem Kopfe stand und sie bis vor den Altar begleitet hatte, war der: „Weil's Gottes Wille ist.“ Wenn das Bild des Andern sich eindrängen wollte, jedesmal hatte sie's zur Abwehr gesagt: „Gottes Wille.“ Und dann hatte sie nachgesonnen und sich alles gründlich überlegt, „'s ist meines Waters Wille, aber dem ist's um den Baile, weil er keinen Sohn hat, und der Baile kann schaffen für drei, und thut's auch; 's ist meines Oheims Wille, aber dem ist's um mein Güetle; 's ist Ursci's Wille, aber die will', daß ihre Söhn' auch erben; 's ist Baile's Wille, aber dem ist's halt auch ums Güetle; aber 's ist meiner todten Mutter Wille, und die hat mich gern gehabt, und also ist's auch Gottes Wille; und was Gottes Wille ist, das soll auch mein Wille sein.“

Nun spannte sie alle Seelenkräfte an, um zu horchen, ob das nicht Alles mit des Pfarrers Worten zusammenstimme. Sie heftete ihre großen übernachtigten Augen fest und fragend auf sein gutes mildes

Antlitz, und er sah es wohl, und bald war's, als rede er für sie allein, eine so lange Trauredede war ihm selten auf die Lippen gekommen.

Er redete von der Liebe. Von jener höchsten, die ihr Leben ließ für ihre Brüder, daß sie daran erkannten und erfähen, wer die größte Liebe habe. Und dann ging er über auf die Liebe in der menschlichen Gemeinschaft und sprach, daß er eine treue Tochter vor sich habe, die wohl wisse, was es sei um die Mutterliebe, die da wache und sorge, selbst übers Grab hinaus, und die auch für sie gesorgt, daß ihre Liebe, die so früh der Tochter habe fehlen müssen, ersetzt werde durch die and're, die eheliche Liebe und Treue, indem sie selber den ausgewählt, der einmal ihre Marie heimführen solle.

Marie holte tief Athem, es stimmte Alles. Freilich, fuhr der Pfarrer nachdrücklich fort, heiße es bei aller Menschen Sorge: der Mensch denkt, Gott lenkt, hier aber sei es zusammengetroffen. Gott habe zum Willen der Eltern seinen Segen gegeben, habe die Herzen der beiden jungen Verwandten einander zugeneigt, daß sie sich gern hätten, so gern, daß er kein ander Weib und sie keinen andern Mann begehre. Dafür sollten sie ihm danken inniglich.

Marie war erblaßt, sie sah noch immer den Pfarrer an, aber sie hörte nicht mehr, was er sprach; bei seinen letzten Worten war ihr etwas Neues, Un-

erwartetes aufgegangen. War es so mit ihr, wie der Pfarrer sagte? und wenn es nicht so war, war es dann auch noch Gottes Wille? Dem Bräutigam ward die Trauformel vorgesprochen: „Hierauf frage ich Euch,“ — aber sie erwachte erst aus ihrer Grübelelei, als Baile's Stimme dicht neben ihr das „Ja“ sprach, das ihr dumpf durchs Herz dröhnte. Und nun kam sie an die Reihe; aber sie folgte den Worten nicht, ins Leere gingen ihre Gedanken, ihre Blicke glitten an dem Geistlichen vorüber, und plötzlich haffeten sie starr und verzückt auf einer Ecke hinter dem Altar, wo ein schmerzverzogenes bekanntes Gesicht wie aus der Wand hervor, angstvoll auf sie starrte. Woher kam der auf einmal? Und warum blickte er so erschrocken, als sei sie das Rifele und werde hier vor seinen Augen aus dem Fenster stürzen? Ein Schauer lief ihr über den Rücken. War das Gottes Wille? Konnte das Gottes Wille sein, daß sie den Baile zum Manne nehme, und der Andere stehe dort in der Ecke und sähe aus wie der Tod; und wenn ihr das weh thue im Herzen, sei es wohl gar Sünde? Sie seufzte laut auf, ihr Gesicht überzog sich mit Leichenblässe; sie wankte und tastete mit der Hand nach einem Halt.

„So bestätigt dies vor Gott und diesen christlichen Zeugen mit einem aufrichtigen Ja,“ sagte der Pfarrer, und sah sie forschend und feierlich an.

Mariete bebte nicht mehr, nur ihr Herz zitterte ihr in der Brust beim Laut ihrer eigenen Stimme: sie hatte „Nein“ gesagt.

„Was? was war das? Nein?“ Ein unruhiges Gemurmel lief durch die Versammelten; der Dhm Bärentwirth rüttelte den Pfarrbauern, der eben tief in einer Berechnung des guten Herbstes steckte, rauh am Arm und schrie: „’s Mariete sagt Noi!“ und „’s Mariete sagt Noi,“ pflanzte sich’s weiter fort durch die Kirche, und Verwunderung und Verstörung malte sich auf allen Gesichtern. Baile, mit glührothem finsterem Gesicht murmelte: „Herr Pfarrer, se will mi net;“ Urschi ballte die Faust in die Luft, und der Pfarrbauer mit dicken Zornadern auf der niedrigen Stirn fuchtelte mit den Armen, als wolle er sich thätlich an der Tochter vergreifen. Da donnerte plötzlich die Stimme des Pfarrers: „Ruhe!“ und als sofort Stille eintrat, fuhr er ganz ohne Zorn, aber auch ohne Feierlichkeit, in väterlichem halbweisen Tone fort: „Madede, willscht Du en?“¹⁾

„Jo!“ schrie eine helle schluchzende Stimme, und im Nu fühlte sich Mariete, die Alles wie ein Lamm über sich ergehen ließ, von den Füßen, und zurück zwischen die wüthenden Alten geschoben, und an der verlassenem Stelle, neben dem Baile, stand Madede,

¹⁾ historisch.

so bereitwillig, mit so freudig rothen Backen, als sei sie von jeher zu diesem Werk entschlossen gewesen.

Ueber des Pfarrherrn Gesicht schossen humoristische Lichter. Er sprach nur noch ein Gebet, während Mariete ihrer Schwester den Ring zusteckte, daß sie ihn mit Paile wechsele. Dann war die Feier beendet. Der Pfarrer verschwand in der Sakristei; laut redend und lachend verließ das Traugesolge die Kirche. Noch hatten sich die Neuvermählten keinen Blick zugeworfen; kaum aber traten sie aus der Kirchenthür, als Paile sich langsam umwendete und das Madele ins Auge faßte, als hab' er es noch niemals gesehen. Und plötzlich jauchzte er auf, daß es schallte: „So! Mädle, mer zwoi!“ und er hob sie vom Boden auf, schwenkte sie hoch herum und setzte sie erst nieder, als sie ihn bittend, aber beharrlich, und mit schamrothem Gesichte an den Ohren zog.

Nun begann ein lautes Freudengeschrei. „So!“ riefen die Burschen; mit Gelächter und Händeklatschen antworteten die Mädchen, und hoben sich auf die Beine nach dem neugebackenen Paar. Es ward ein Hüpfen und Springen, als solle der Tanz schon mitten auf der Dorfstraße anheben. Und woher kam nur die Musik? Auf einmal war sie da, ganz wie gerufen, und die Geigen krazten, die Flöten jubilirten, und unter dem fröhlichsten Hochzeitsmarsch zogen die Jungen in den „Stern,“ aus dessen dichtschatigem

Garten ein lustiges Vogelgezwitscher ihnen entgegenklang.

Die Alten freilich gingen als ein unheimlich geringelter Drachenschwanz hinter dem lustigen Volke drein, mit Groll und Empörung und gottseliger Entrüstung über solchen Einbruch in den heiligen Ernst der Kirche und des väterlichen Willens. Am lautesten schürte Urschi, auch gegen den Pfarrer, der den Ungehorsam unterstützt, statt ihn gebührend zurechtzuweisen. Das sollte man ans Consistorium melden, da würde man dem Herrn Pfarrer keinen Maien stecken, eiferte sie — jetzt hab' der Baile das Madele, die Schnäpperbüch's am Hals und kein Güetle dazu, denn das sei doch der Aeltesten, nach wie vor; jetzt sollt' der Pfarrbauer nur ins Ausdinghäusle hocken, daß das Mariele der Schwester auszahlen könnt. Warum der Baile, der Dilledapp, sich nicht gewehrt habe, daß ihm der Pfarrer das Madele angetraut? —

Der Baile und sich wehren! eben klang sein Suchzer durch Urschi's Redestrom. Der Baile war noch nie so froh gewesen wie heut. Verwandelt war der Bursch, der bedächtige, nicht leicht aus dem Gleichmuth Gebrachte — heut war er jung und ausgelassen, wie er es kaum als Bub gewesen. Aus allen Ecken tönte Madele's Lachen und Schelten; sie konnte sich kaum seiner erwehren, immer wollt' er den Arm um sie legen, immer sie an seiner Seite haben. Was

kümmerte ihn das Schreien und Fluchen der Alten, die sich nicht scheuten, laut dazwischen zu fahren, weil man die Sach' vielleicht noch rückgängig machen könne. Das glückliche Paar lachte sie aus, that der Urschi sogar den Aerger an, die Strobelfköpfe gänzlich auf seine Seite herüberzuziehen, — die folgamen Söhne, von denen sie den einen in Gedanken, wenn Alles recht gegangen, schon mit Madele verheirathet und neben Baile auf dem Deiningergüetle gesehen hatte. Gleich lichtscheuen Verschwörern zogen sich die drei Alten in ein dunkles Hinterzimmer im „Stern“ zurück, mit der Aussicht auf die Dunglege und den Hühnerstall. Eine ungezählte Menge Schoppen, die hineingetragen wurden, und je und je ein lauter Wuthausbruch bezeichnete ihren Schlupfwinkel. —

An der andern Seite des Gartens, unten am Abhang gegen den Neckar, gab es eine abgelegene Laube, und dort saß Mariele. Sie war noch in ihrem schwarzen Brautkleide, aber den Kranz hatte sie schon vor dem Altar abgenommen und ihrer Schwester aufs Haar gedrückt. Die Hände vor sich auf dem morschen Holztisch gefaltet, den Kopf etwas gesenkt, saß sie nachdenklich da, sich besinnend, was nun ihr Schicksal sein werde in dem Hause, aus dem sie sich selbst vertrieben hatte. Vertrieben, das wußte sie gut genug, und der Vater hatte ihr's ja auch noch in der Kirche zugeschrieen: „So einer gehöre ein

Bettelsack, er lasse sich nicht länger zum Narren halten, von so Einer.“

Traurig aber war ihr nicht zu Sinn, sondern gehoben, stark und frei: „Und jetzt weiß ich auch, wie 's dem Nisele zu Muth war, da 's aus dem Fenster fiel,“ dachte sie, und ein heimliches Roth stieg ihr in die Wangen.

Indem trat Madele herein und setzte sich neben sie. Auf ihrem Schelmengesichtchen stritten Weinen und Lachen. Sie nahm Marielle's Hand, lehnte ihre Backe darauf, und eine warme Thräne tropfte aus ihren Augen. „D weger, Marielle, jez isch leß¹⁾, der Batter schreit, wer de Paile hãb, der soll au 's Güetle han; jez bischt um Welles komme, und i han 's g'wunne.“

Marie warf einen betäubten Blick nach der Gegend, wo ihr Vaterhaus lag, das Haus ihrer steten Sorge und Mühe — aber sie sagte gefaßt:

„I han mers denkt, Madele, 's ischt scho recht, i widerseh mi net; Gott'swille geht vor Menschewille.“ Nach einer Pause fuhr sie fort: „Gascht aber em Paile net e bissle z' schnell Dei Sawort gebe? I ben fast verschrocke drüber.“ —

„D, der Paile ischt mer lang ins Herz 'nei bache²⁾,“ rief Madele betheuernd, „und i dank Der

¹⁾ schlimm. ²⁾ eingebacken.

ebe recht, daß Du en net g'nomme hascht.“ Und sie fiel ihrer Schwester um den Hals und küßte sie feurig. Das war seit Kindertagen nicht zwischen ihnen geschehen. Wie von einem plötzlichen Licht erleuchtet, sagte Marie:

„Gelt, jez bin i nemme Dei Stiefmutter?“

„S ben recht wüescht gwe,“ flüsterte Madele beschämt und drückte ihr die Hand. „So, do kommt der Baile, er sucht mi als; er ischt no a bissele wild, weil Du em e Mein gebe hascht, und er ischt so dag'stande wie e pappeter Jesus, — ade derweil, i hol Dir eppes z' esse und z' trinke.“

Mit Lächeln blickte Mariele ihr nach, wie sie Baile entgegensprang. Sie verstand die Kleine mit Hilfe ihres eigenen Gefühls. „So also ist's,“ dachte sie, „das Gernhaben ist Gottes Wille, und da muß man folgen; wo aber kein Gernhaben ist, da will Gott nicht, daß Zwei zusammenkommen!“ Und sie versank in Staunen darüber, wie herrlich Alles geordnet sei, und dankte Gott inbrünstig, daß er sie hatte Mein sagen lassen. Dann blickte sie durch die Zweige ihres grünen Verstecks und hatte Freude an Allem; an dem ziehenden Fluß, über dem in der Ferne duftiger Nebel aufstieg, an dem spiegelnden Wehr und dem abendlich rosigen Himmel; an den fruchtschweren Nebstöcken in den Weinbergen; ja sogar an den vielen Herbstzeitlosen, die den grünen

Rasen lieblich mit ihrem zarten Vila überstreuten. Sie sind zwar giftig und ein schwer zu vertilgendes Unkraut, über das der Vater und der Schulmeister oft genug ihren Zorn ergießen, aber das Auge weiß davon nichts, und hat sie nicht auch Gott gemacht? Der Vater hatte ja auch ihre weißen Sterne und Lilien nicht leiden können, und vielleicht sind die auch Gift für die Ziegen und Kühe. Es wächst doch nicht Alles nur dazu, um von dem Vieh gefressen zu werden. „Auf dem Lande ist's halt so,“ dachte Marie; „wär's nicht um die Stuttgarter, die immer da herauskommen, sie hätten auch die Ruine oben im Sterngarten schon längst heruntergerissen. Aber ich hab's ja selbst gehört, wie ein Herr zum Sternwirth gesagt hat, das schlanke graue Mauerwerk sollt' er in Ehren halten; Wein, auch guten, gäb's vieler Orten, aber die Ruine hier am Neckar, das sei recht das Wahrzeichen von Hofen, so etwas sei schon feltner. Und,“ dachte Marie, „'s ist auch wahr, Fellbach hat keine, und 's wär schad dafür, wenn sie nimmer da stände, und wo sollt' nachher das Grüntöffele geisten gehen, das so viele Leut durch die Mauer haben aus- und einschlüpfen sehen, mit ihrem Schlepplleid und dem goldenen Schäpple und den spizigen grünen Schnabelschuhen, nach denen man es benannte.“

Und weil ihr Herz erlöst war und ihre Augen müde, so legte Marie den Kopf auf die Arme und

schlummerte leicht ein, und ihr träumte, sie sähe das Grüntöffele aus der Mauer hervorgehen und winken. Es winkte mit einem goldnen Schlüsselbund, das sie in ihrer weißen Hand hielt. „Findst en Schatz,“ sagte das Geistchen; es war nur halb so groß wie ein Mensch; sein Gesicht war spitz und weiß und runzelig und seine Stimme ganz hell, wie ein Flötenton.

„Ja, Gria'töffele, wo denn?“ fragte Marie verwundert. Da faßte das Geistchen sie an der Hand, daß sie in die Höhe fuhr und sich umsah. Es war halbdunkel geworden; in ihrer linken Hand steckte ein Sträußchen, das ihr in die Nase duftete. Und neben ihr sagte Etwas: „Grüeß Gott, Mariele.“

Ein bißchen unsicher und noch halb im Traum erwiderte sie: „Grüeß Gott, wer ischt do?“

„Du kennscht mi scho,“ sagte die Stimme leise und zutraulich, eine tiefe Stimme, nicht wie die vom Grüntöffele; Marie erkannte sie und versteckte ihr Gesicht in das Sträußchen, obgleich sie gar nicht zu sehen war; trotzdem wußte sie nun ganz gut, wer da vor ihr am Tische stand.

„I wollt froge, Mariele, worum hascht aber Mein g'sagt in der Kirch?“

„I han en halt net gern, nur so —“ erwiderte sie mit zitternder Stimme. Eine Pause folgte. Dann klang es, aber zaghaft und fleinlaut:

„Mariele, i han e schweres Herz und — e leichte Beutel, — aber — därf i morg e wieder Sträußle brocke?“

„I gang in d' Stadt, in Deensch,“ flüsterte das Mädchen.

Wieder eine Pause. Dann kam es, noch demüthiger als zuvor: „Mariele, moinst, daß d' mi gern habe könntesch?“

„I moin fäsch,“ und aus ihrer Stimme hörte er, daß sie lachte. Sie streckte ihm über den Tisch hinüber die Hand hin.

„Gelt, Wilhelm heißest?“

„Ja, Wilhelm,“ und er hielt ihre Hand fest mit seinen beiden.

„Weisch, mer merkt 's glei, wenn's Gott's Wille ischt,“ sagte sie nachdenklich und fröhlich zugleich, „mer g'spürts im Herze.“

„Wohl! wohl! 's ischt mer fäsch broche gwe, wie i g'hört hab, Du heirathsch en Andre, und heut Morg e —“

„Ja,“ sagte Marie abwehrend, — „aber Deine Sträußle alle Tag —“

„Und des schöne Lied, Mariele, i ka's gar nemme vergesse, ‚es geht ein stiller Engel‘ — weisch, des bischt Du, Mariele.“

„Ha noi,“ rief das Mädchen erschrocken, „descht ja die Geduld!“

„I han immer Dei G'sichtle g'seh, wie D' über mein U'glück Thräne vergoffe hascht, — descht besser als bloß so Geduld,“ sagte der junge Mann.

„Geh, Wilhelmle, daß Di Niemand sieht,“ bat das Mädchen, „gut Nacht, schlaf wohl,“ und wollte ihre Hand losmachen.

„Guts Nächtle, schlaf wohl, 's lieb Herrgöttle sei Dei Wächterle, so sagt mei Mutter,“ — er hatte einen so zärtlichen Ton dabei, daß Marie unwillkürlich fragte:

„Hascht Dei Mutter gern, gelt?“

„I glaubs wohl,“ lachte er verwundert, „mei Vater ist jong g'storbe, drei Johr alt ben i gwe, no hat se mi ufzoge, alleinig. E klei's Vermögele hat se von z' Haus kriegt, no hat se des G'schäft a'g'fange, des Goldstücke; 's bringt scho was, denn des versteht net e Jedes. Sez gang i und red mit er, daß se 's Dei'm Vatter sagt.“

„Ja, aber er wird wild werde, und was wird Dei Muetter sage, wann 's Güetle nemme mei' g'hört?“

„Ha, se wird halt denke, daß mer's ums Mädle ischt und net ums Güetle, — da fa' mer net mache. Wann Dei Schweschter Di nauszahlt, no ischt guet, wann net, no schafft mer recht, — i kennt kei Bauregüetle brauche —“

„Wann i 's G'schäft von Deiner Mutter lerne kennt,“ meinte Marie.

„Ja, worum net? aber 's wird net nöthig sei, — i hab mei Sach g'lernt, i bin uf Schule gwe, und hab en Preis kriagt, vorgeschtern, in Stuegert uf der G'werbaustellung.“

„En Preis? ja für was?“

„Für en eichene Tischtisch mit g'schnitzte Drachefüß, — halt, jez weiß i was — jez mach i no emal eine, aber en kleinere,“ und er lachte fröhlich in sich hinein. Dann drückte er noch einmal ihre Hand fest: „O Mädle, kennscht des Lied, wo anfängt: ‚Du mei schöne Sonnenblum, i bau' mei Herz um di herum‘ — grad so ischt mir z' Sinn, Mariele.“

Madele war nicht wenig überrascht, in der dunklen Laube leises Sprechen zu hören, da sie doch ihre Schwester noch immer allein glaubte. Noch mehr aber erschrak sie, als sie, mit Speise und Trank beladen, eintretend, an einen schlanken jungen Mann anrannte, der sofort ein Streichholz entzündete und es sich selbst vors Gesicht hielt. Wahrhaftig, der hübsche junge Schreiner! Madele stellte hastig ihr Brett nieder und blickte aufmerksam von einem zum andern.

„Serum, Mariele, Du kennscht en jo net!“ rief sie in vollem Erstaunen.

Marie erröthete und lachte: „Ja, scho.“

„Serum, Du weißt jo sein Name net!“

„Du hast en mer verrathe, Madele,“ neckte Marie.

„Komm, sei g'scheidt, gib Dei'm Schwager e Pätzchle, und i dank D'r ebe recht, daß De de Baile g'nomme hast,“ sagte der Schreiner zutraulich.

Madele war drauf und dran, ein „Börnle“ zu machen, wie immer, wenn sie etwas nicht begriff.

„Dockelmauser!“ murrte sie. Plötzlich aber brach sie in ein lautes Lachen aus: „Der Vatter wird seine Auge' ufreiße! i sieh's scho, die große feurige Roll-auge!“

Und die machte denn der Pfarrbauer in der That, als am nächsten Nachmittage ein altes Frauchen mit frühverwelktem, aber klugem Gesicht, aus dem ein Paar großer, ein wenig kränklicher Augen blickten, bei ihm einrückte. Sie trug reputirliche städtische Kleidung, einen grauen Rock und ein graues Shawl-tuch, graue Baumwollhandschuh und einen hellen Strohhut mit grauem Band, und ihre Stimme war ebenso weich, wie die Farben, die sie trug. Sie wußte aber sehr geschickt und ungezwungen das Gespräch auf ihren Sohn zu bringen, der dem Bauern wohl bekannt sei, weil er eine Zeitlang beim Schreiner Diez ausgeholfen.

„'s isch mer leid, noi,“ sagte der Bauer kurz.

Das machte die Frau nur wenig betreten; sie

fuhr ganz gemächlich fort, von der Tüchtigkeit und dem Geschick ihres Sohnes zu reden, der jetzt auch einen Preis auf der Gewerbeausstellung gewonnen habe.

„Ist mer net bekannt,“ hüftelte der Bauer.

Aber die Frau kam nun ruhig und deutlich auf den Punkt, daß dieser tüchtige Sohn des Pfarrbauern Mariele zur Frau haben möchte.

„'s ischt mer leid, aber Geld hot se foi's,“ und der Bauer wollte ihr den Rücken zudrehen.

Da aber fuhr die sanfte Frau auf. Ob sie danach gefragt habe oder nach dem Mädchel? Ein Handwerker könne es freilich auch brauchen, wenn die Frau etwas mitbringe, aber so drauf veressen, wie die Bauernleut, das seien sie nicht.

's sei ihm leid, aber wer auf die Bauern schimpfen wollt, der sollt nicht in ein Bauernhaus kommen, war die erboste Antwort. Diese aber überhörte die Mutter ganz und fuhr mit großer Lebhaftigkeit fort: sie hab' sich und ihren Sohn jahrelang mit Goldstücken ernährt, all die Fahnen der Umgegend für Veteranen- und Kriegervereine, wie für die Innungen, auch viele Altardecken seien von ihrer Hand gestickt worden, — drum hab' sie keine Angst, daß sie müsse zu Grund gehen, wenn auch ihre Sohnesfrau keinen vollen Säckel mitbringe.

„En leere!“ unterbrach sie der Bauer.

Sie aber fuhr fort: Und so ein Mädelesherz,

was in so einer Versuchung seine Treue bewähre, das sei auch was werth; sie hab' sein heulen müssen, als ihr Wilhelm ihr's erzählt hab'.

Hier fuhr der Deininger auf, 's sei also eine abgekartete Geschichte gewesen mit dem Meinsagen? Gut, aber er sage auch nein; seine Tochter sei eine Bauertochter und nichts für so einen Schreiner, — ja, wenn er noch Geld hätte, aber er hab' ja nichts, sei ja ein armes Luder, — für Geld könne man Alles haben, aber ohne —

In diesem Augenblick trat Marie herein, die vor der Thür mit Herzklopfen dem Streite gefolgt war, und sagte mit ermahnender und zugleich bittender Stimme: „Vatter, willst Du no' emal Christum verschachere?“

Ob sie selber recht wußte, was sie sagen wollte, — ob der Vater sie verstand, genug — es waren die richtigen Worte, der Bauer verstummte. Mariele aber führte die Frau, die ganz erschöpft auf die Bank gesunken war, in den Garten, um sie zu beruhigen und zu erquickern. Sie hatten sich beim ersten Erblicken lieb gewonnen, und während die Frau aß und trank, erzählte sie von ihrem Wilhelm, wie brav der sei und wie er schon als ganz kleiner Bub auf seines todtkranken Vaters Drechselbank gefessen und gesagt habe: „I werd au e Schreiner, und wann i groß ben, därf der Vatter nemme fassen.“

Das war in aller Aufregung eine glückliche Stunde.

Als sie wieder in die Stube gingen, hatten Madele und Baile auch am Ueberredungswerk geschafft. Der Vater sagte jetzt, seine Aelteste habe sich in der Kirche betragen, daß es eine Schande sei fürs ganze Dorf; er sei alleweil froh, wann sie fortkomme.

Das war sein Jawort. Und nach vier Wochen stand Mariele abermals vor dem Altar, aber diesmal in dem hochgelegenen gothischen Kirchlein von Berg, wo man weit hinausieht über das grüne gesegnete Neckarthal.

Es hieß, das Consistorium habe das kurze Verfahren des andern Pfarrers allerdings monirt, — es schien ihn aber nicht angefochten zu haben. Sein Gesicht glänzte, so oft er dem jungen Paar begegnete. Als es das erste Mal geschah, winkte er Madele zu sich heran und sagte schelmisch: „Gelt, Du, ich hab's recht gemacht?“

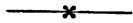
Und als Madele nur verlegen mit dem Kopfe nickte, flüsterte er: „Was ich noch sagen wollte, — wer hat auch den Baile hinterm Zaun geküßt am Hochzeitmorgen?“

„O Herr Pfarrer, 's ischt jo mei leiblichs Betterle gwe!“ rief Madele hocherröthend.

„Wohl, aber gelt, so ischt's doch besser?“ lächelte der Pfarrer. —

Im gothischen Kirchlein in Berg sprach nun Mariele das gebräuchliche Ja, aber obgleich sie dies bedeutungsvolle Wörtchen zu einer glücklichen Frau gemacht hat, ist's eben seiner Gebräuchlichkeit wegen nicht sonderlich ins Gedächtniß der Dorfgenosfen gefallen. Jenes ihr Nein aber ist sprichwörtlich geworden, und wenn Jemand das gerade Gegentheil sagt oder thut von dem, was man von ihm erwartet, da schaut man sich an und spricht: „'s Mariele sagt noi.“

Recht wider Recht.



Die waren eigentlich drei Geschwister gewesen, aber von der Ältesten wurde nicht mehr gesprochen. Im Anfang war es des Vaters Zorn, weshalb ihr Name nicht mehr genannt wurde, nachher wuchs die Gewohnheit mit den beiden Zurückgebliebenen. Nicht, daß sie vergessen hätten, was geschehen war. Wally war erst zwölf Jahre alt gewesen und Joseph zehn, aber nur um so tiefer hatte sich's ihnen eingeprägt, wie die Schwester Martina eines Abends ausgeblieben war, als sie das Bier zum Nachtrinken hatte holen sollen. Der Vater war selbst hinüber in die Wirthschaft, als sie nicht kam, und als er zurückgekehrt, allein, da hatte er geflucht und getobt und war, ohne die Stiefel auszuziehen, die ganze Nacht durch die engen zwei Zimmerchen auf- und abgelaufen. Keins der Kinder hatte davor schlafen können, so hatten die Stiefel geknarrt, und so hatte der Vater geschrien. Einmal war Wally eingenickt, aber gerade in diesem Augenblick hatte der Vater einen Stuhl niedergedrückt, und dann hatte er mit den Stiefeln

darauf getreten, absichtlich, daß es nur so gekracht hatte und die Stücke herumgeflogen waren. Da war Wally aus dem Bett gesprungen und hatte sich hinter dem Vorhang der Garderobe verkrochen, wo noch die Kleider ihrer todtten Mama hingen, und die Ellbogen auf die Knie gelegt, die Hände in ihrem dicken Haar vergraben, hatte sie voll Erstaunen auf den Joseph geblickt, der ganz ruhig im Bett gesessen und zwei Stücke des zertretenen Stuhlbeins aneinandergespaßt, als ob nicht der große schwarze Schatten des Vaters immer wie ein Riesenvogel über die Wände und die niedrige Decke fliege, daß es einem grauste.

Und dann, am folgenden Nachmittag, als Wally und Joseph den Kaffee gekocht, hat's plötzlich ans Küchenfenster geklopft, und draußen im Hof ist die Martina gestanden und hat den Zweien mit weinerlicher Stimme: „Lebt wohl, — und b'hüt Gott!“ hereingerufen. Auf einmal aber steht der Vater hinter ihnen, und schreit so arg und reißt einen brennenden Scheit aus dem Heerdfeuer und schleudert ihn durchs Fenster auf die Martina. Es hat Funken gesprüht wie ein Feuerrad, Wally hat sich an Joseph angeklammert, und Martina hat gekreischet und ist zurückgesprungen in den halbdunkeln Hof; einen Augenblick noch ist sie dagestanden, freideweiß, mit aufgerissenen Augen, dann ist sie verschwunden gewesen und nie wieder gekommen. Wally fürchtet sich seitdem vor

dem Hof, sobald es dunkel wird, — wenn nur eine Raube darüberstreicht, gleich schreit sie und läuft, um sich zu verstecken.

Wally hatte es wochenlang auf den Lippen gebrannt zu fragen: „Was hat denn Martina gethan? Wo ist denn Martina geblieben?“

Aber an den Vater heran getraute sie sich nicht. So fragte sie eines Abends den Bruder. Joseph sah sie ganz starr an; er hatte die zusammengewachsenen schwarzen Brauen des Vaters, wie Wally selbst, dazu einen düstern, argwöhnischen Blick.

„Du bist dumm!“ sagte er und drehte sich von ihr weg, „hast nicht gehört wie der Vater geschrien hat, sie wär' so Eine?“

„Ja, aber ich versteh's nicht; was ist das, so Eine?“ und Wally zupfte ihn eifrig und neugierig an der Jacke.

Der Knabe erröthete. „Zu dumm bist! sie ist jetzt nimmer unsre Schwester!“ rief er heftig.

Nun erröthete auch Wally. „Ich weiß schon, daß ich nicht so Geschick hab zu allem wie du, — aber unsre Schwester bleibt sie doch.“

„Setz paß auf!“ drohte Joseph, „meinst, ich wollt so eine zur Schwester? Gleich sag ich's dem Vater!“

„Wann ich groß bin, geh' ich zu ihr,“ trotzte Wally.

Der Bub stieß einen Zornschrei aus. „Das thust Du nicht!“

„Und ich thu's doch!“

Die dunkeln Augen der Kinder funkelten in einander; dann warf sich der Joseph vorwärts, mit beiden dünnen Armen sie umklammernd, um sie zu Boden zu reißen. Es gab eine erbitterte, stumme Rauferei. Zuletzt stand das Mädchen mit zerzausten, wilden Flechten, die Backen glühend, und Triumph in den Augen über den Bruder, der kraftlos am Boden lag und keuchte.

„Siehst jetzt, wer stärker ist?“ rief sie.

„Ja, — wär mir nit das Schnaufen so schwer,“ machte Joseph mit schwacher Stimme, indem er auf seine Kehle deutete.

Wally's Gesicht veränderte sich auf einmal, Schreck und Angst spiegelte sich darin: „Thut Dir Dein Hals weh?“ rief sie.

„Ja, — hast mich fein fest gedrückt.“

„Steh auf!“ sie zog ihn empor, und er fiel heftig athmend auf einen Stuhl. „Warum hast's nicht gleich gesagt?“

Er warf ihr einen bösen Blick zu. Es geschieht Dir Recht! Wenn nur meine Wunde wieder aufgesprungen wär!“

Wally untersuchte erschrocken seinen Hals, über den sich eine breite, rothe Narbe zog. „Wie Du

einen immer in Schrecken setzen kannst!“ murmelte sie, „die kann ja garnicht wieder aufspringen!“

„Kann sie wohl!“

„Und dann?“ sie guckte ihn scheu an, als wisse sie ganz gut die Antwort.

„Dann bin ich todt.“

„Nein!“ schrie sie auf, „Joseph, ich will — ich will Dich nie wieder so —“

„Ha, sie weint schon,“ sagte der Bub verächtlich, mit dem Finger auf sie zeigend, und dann, während er hinaushorchte: „der Vater kommt nach Haus, sagst's ihm auch, daß Du zur — Martina gehn willst?“ —

In Wally kämpften Troß und Furcht einen schweren Kampf. Zuletzt senkte sie den Kopf und murmelte, wie um Verzeihung bittend: „Sie ist ebenso dumm wie ich, warum sollt' ich nicht“ —

Das Gelächter ihres Bruders schallte hinter ihr her, wie sie ging, dem Vater die Thür zu öffnen. —

Seit Martina's Verschwinden war es Wally, die kochte, Wally, die putzte, Wally, die nähte und flichte, Wally, die für Alles haften sollte und für Alles gescholten wurde. Der Vater wollte „seine Ruhe haben,“ und das Geringste störte ihn darin. Vor Allem jedes laute Geräusch, jedes Lachen, ja fast jedes Gespräch. Er war Mathematiker mit Leidenschaft, der Verfasser vieler Schulrechenbücher. Jahrelang war es

ihm gut gegangen, als Lehrer der Arithmetik an einer Bürgerschule, bis er jenem schwachhaften Apothekerssohn die unglückliche Ohrfeige versetzte, die dem Buben das Trommelfell zersprengte.

Das gab einen Prozeß und eine plötzliche Entlassung. Seine Lehrerlaufbahn war zerstört; er privatisirte, bis das kleine Vermögen, das seine Frau ihm zugebracht, verbraucht war; dann, in der Noth, entschlossen sich die Bedrängten, einen Hausmeisterposten anzunehmen. Die Frau, eine ehemalige hübsche Kellnerin, zwang ihre schlaffe bequeme Natur zu angestrengtem Fleiß; aber sie erlag der ungewohnten Anstrengung nach wenigen Jahren; denn ihr Mann hatte sich zu so niederen Geschäften natürlich nicht herbeigelassen. Der hatte vom Morgen bis in die Nacht in seinem Stübchen gefessen, von dem er mit seiner großen, breiten Gestalt soviel Platz wegnahm, daß für die vier andern nur die Küche übrig blieb. Und die müde Frau, die ihn für einen großen Gelehrten hielt, war auf den Zehenspitzen um ihn herumgeschlichen und hatte auch die Kinder an dies athemlose, ehrfürchtige Schleichen gewöhnt.

Als die Frau todt war, kündigte er den Posten und ließ Martina sorgen, wie sie konnte mit den paar Pfennigen, die er ihr gab, — das heißt, er darbtete mit seinen Kindern bei dem winzigen Einkommen, das er besaß, dem Honorar für seine Rechen-

bücher. Ging es einmal besonders eng, so blieb das übliche Geschrei über die vielen unnützen Mäuler, die er zu ernähren habe, nicht aus, — war bessere Zeit, so ward sie durch eine reichere Mahlzeit gefeiert; eine Feier nach des alten Udbinger's Weise, der stumm und schmatzend ungeheure Mengen verschlingen konnte und durch das Buch, das er neben seinem Teller liegen hatte, und in das er zwischen dem Rauhen blickte, seinen Kindern das Ruhegebot stets von neuem einschärfte.

Ein Jahr nach der Mutter Tode verschwand die achtzehnjährige Martina, — es ward nicht besser damit. Ungehütet, übersehen, wuchsen auch die zwei jüngeren Kinder auf, wie das wilde Gras zwischen den Pflastersteinen, das immer in Gefahr ist, beschmutzt und zertreten zu werden.

Das galt eine Weile für beide, Bube wie Mädchen, aber als der dreizehnjährige Joseph eines Tages ein ausgezeichnetes Zeugniß fürs Rechnen von der Schule heimbrachte, da entdeckte der Vater plötzlich seinen Sohn. Ein Blick, halb der Verwundung, halb des Wohlgefallens überflog aus den Augen des Mannes den dünnen, kleinen, schmalbrüstigen Buben in der engen Jacke, dem der große schwarzbuschige Kopf mit den schon ganz entwickelten, klugen und energischen Zügen etwas zwerghaftes, unnatürliches verlieh. Seit dem achten Jahre, wo er schwer

an Diphtherie danieder gelegen und der Arzt ihn durch den Luftröhrenschnitt gerettet hatte, war Kopf und Hals sonderbar verdickt, der übrige Körper klein und mager geblieben. Der Arzt behauptete, das sei vom Tragen der Kanüle, ohne die er fast zwei Jahre lang nicht hatte athmen können. Bei der geringsten Erregung färbte sich sein Gesicht purpurn, seine Augen glühten auf und unterliefen mit Blut; stoßweise, wie aus einem kochenden Kessel und mit lautem Zischen entrang sich der Athem seiner Brust.

Des Vaters erster väterlicher Blick bewirkte solch eine Erregung.

„Wally, Wasser!“ schrie der Alte unwillkürlich, zum erstenmal in seinem Leben für ein anderes Leben besorgt.

Aber Joseph konnte nichts schlucken, er wehrte ab, mit einem sichern, lächelnden Ausdruck, der mehr einem willensstarken Manne als einem schwachen Knaben angehörte; und sowie er sich erholt hatte, nahm er seine Bücher heraus und zeigte dem Vater seine neuen Aufgaben; — darauf begann ein stummes, fieberhaftes Arbeiten zu Zweien in dem engen, dunklen Stübchen. Kurz nach diesem Vorgang kam Wally herein und flüsterte dem Joseph zu, er müsse in den Hof kommen, Holz hacken helfen. Da antwortete der Vater statt seiner: „Besorg' Dein Geschäft allein, der Bub muß seine Ruh haben.“ Wally

starrte den Bruder an, als sei er ein Wunderthier geworden. „So, so! der jetzt auch?“ murmelte sie und schlüpfte leise hinaus, um das Holz selbst zu hacken. Abends trug sie zwei Finger der linken Hand in einen blutigen Lappen eingebunden. „Bist wieder mal ungeschickt gewesen!“ schalt der Vater. Joseph konnte nicht umhin, schadenfroh zu lächeln: „Gleich beim ersten mal haut sie sich auf die Finger.“ Wally senkte schuldbewußt ihren dunklen Kopf mit den vollen, heißen Wangen. Sie war jetzt ein großes, starkes Mädchen, der tiefrothe, aufgeworfene Mund und die zusammengewachsenen Brauen gaben ihr etwas Leidenschaftliches, Fremdes, aber ihre Stimme war kindlich und ihre Worte einfältig.

„Ich werd's bald besser gewöhnen,“ sagte sie, „ich bekomm' schon täglich mehr meinen Verstand, — dem Joseph wird eben alles leichter.“

„Sch!“, machte der Vater, mit gerunzelter Stirn von seinem Buch aufblickend.

„Sch!“ wiederholte Joseph und runzelte die Stirn wie sein Vater, „was soll das unnöthige Geschwäg?“

Da nahm sie mit angehaltenem Athem ihre Nähterei her und stichelte emsig und eifrig an dem fernsten Tischeckchen, wohin kaum die Lampe leuchtete, bis es zehn Uhr schlug und sie sich mit einem furchtsamen „Gutnacht“, auf das nur ein unver-

ständliches Knurren als Antwort kam, aus der Stube stahl.

Und allmählig gewöhnte sie sich ganz fort, aus der Stube in die kleine Küche, wo sie keinem im Wege war. In einem Kämmerchen daneben stand ihr Bett, — Vater und Sohn füllten die beiden heizbaren Zimmer vollständig aus.

Immer stiller, immer lautloser ward es in diesem Hause, so verlangten es „ihre beiden Herren“. Sie waren sich darin ähnlich, trotz aller äußeren Ungleichheit. Schwer und breit mit hängenden, von violettem Geäder durchzogenen Backen, in nachlässiger Kleidung, mit beschmutztem und zerrissenem Schlafrock, mit offenem Hemd und niedergetretenen Schuhen hockte der Alte in der Sophaecke, mürrisch und giftig wie eine geschwollene Spinne, — weh ihr, wenn sie in seine Nähe gerieth! weh ihr, wenn er die Tochter auf dem Hausgang oder in der Küche mit einer Nachbarin oder auch nur mit dem Milchmädchel plaudern hörte. Ein donnernder Fußtritt gegen die Thür, daß sie aufsprang, und dann flog, von zorniger Hand geschleudert, den Redenden um die Köpfe, was ihm gerade erreichbar gewesen, die Kohlenchaufel oder das Sophakissen, ja einmal hatte er gar seinen Pantoffel nach ihnen geworfen, so wuchtig, daß er gleich durchs Küchenfenster auf den Hof geflogen war. Joseph war schweigend hinaus gegangen und hatte ihn

wiedergeholt und dem schimpfenden Alten unter den Fuß geschoben, und dann hatten die athemlos horchenden Mädchen gehört, daß der Joseph rede und dem Vater seine Festigkeit vorhalte. Der hatte Courage! Und wie dünn und schwächig war er doch gegen ihn; nur der mächtige Kopf mit dem widerspänstigen Haar, unter dem die Augen schwarz und stechend hervorblitzten, — vor dem könne man sich auch beinahe fürchten, meinte die Milch-Theres. Der junge Mann war gerade so pünktlich, wie der Alte nachlässig: er duldete kein Stäubchen auf seinem schmalen Köckchen, seine Wäsche sah immer so frisch aus, als sei sie so eben aus dem Kasten genommen; der rothe Mühenstreif war seit den Jahren, da er die Kopfbedeckung der Polytechniker trug, nicht um einen Schatten dunkler geworden.

Joseph machte Carriere. Sein unverhüllter Ehrgeiz, seine bedeutende Verstandeschärfe und sein mechanisches Geschick hatten ihn den Lehrern der Realschule, die er besucht, auffällig und lobenswürdig gemacht. Der menschenfreundliche Rektor ging so weit in seinem Interesse für den begabten Schüler, der so tapfer mit seiner körperlichen Schwäche rang, daß er den alten Aldinger besuchte und ihm die Zukunft seines Sohnes warm ans Herz legte. Und der Alte gerieth in eine Beweglichkeit, die man nie zuvor an ihm gesehen; er schrieb Briefe über Briefe, und als das nicht half, zog er den fettigen

Schlafrock aus, der ihm fast wie eine Haut auf den Leib gewachsen war, und den alten Sonntagsrock an, der lange im Kasten gehangen, bürstete eigenhändig seinen ungeheuren, hohen und breiten Cylinder, ergriff den dicken Ziegenhainer, den er noch von der Studentenzeit her besaß und schob und wackelte von einem einflußreichen Manne zum andern, um dem Joseph einen Freiplatz in der polytechnischen Schule zu erbitten.

Als er nach Hause kam, war er so erschöpft von dem ungewohnten Laufen, daß er den Stock in eine Ecke schleuderte, der Cylinder fiel ihm von selber ab, als er sich laut schnaufend an die Wand lehnte und dort zusammenknickte. Er brauchte Tage, um sich zu erholen, aber der Zweck seiner Mühe war erreicht, der Freiplatz für Joseph gesichert. Dieser dankte ihm durch kein Wort, aber durch rastlosen Fleiß; er schuf sich auch einen Erwerbzweig, der ihm ermöglichte, dem schmalen Beutel des Vaters nur wenig zur Last zu fallen. Schon als Bub hatte er physikalische Apparate für den Anschauungsunterricht verfertigt, die bald so gut gelangen, daß er sie an Schulen verkaufen konnte. Er machte unzählige Thaumatrophen mit scheußlichen siebenköpfigen Drachen und spindel-dürren Jongleuren bemalt, die in allen Regenbogenfarben glänzten, Menschenaugen von der Größe eines Kinderkopfes, sauber aus Holz geschnitzt und zum

Museinanderlegen, mit grell aufgemalter Fris und einem mehr als fingerdicken Sehnerv, der wie ein halbgesottner Macaroni aus der schwarzbepinselten Netzhaut hervortrat. Jetzt als Neunzehnjähriger machte er Telephone und Thermometer; sein Ideal war Edinsohn, der Traum seines Lebens: eine große Erfindung.

Eine Zeit lang hatte er auch Nachhülfestunden ertheilt, aber da hatte er wenig Glück: seine groteske Erscheinung, seine ungleiche, schrille Stimme, vor allem die Reizbarkeit, die so deutlich in seinem unruhigen Blick und dem zuckenden Mienenspiel sich aussprach, machte ihn zu einem Gegenstand der Furcht für jüngere Kinder. Den Jünglingen aber war er äußerst verhaßt, weil er ihnen in seiner Tüchtigkeit so oft als Muster aufgestellt wurde; sie rächten sich an ihm, indem sie seine Gebrechlichkeit verspotteten; ungesehen weinte auch er seine Thränen der Kränkung und des ohnmächtigen Zornes.

Je häufiger das geschah, um so mehr Ehrerbietung verlangte er von der Schwester, und er erreichte das vollkommen. Wally durfte nur in Filzschuhen sein Arbeitszimmer betreten, nur sprechen, wenn er sie anredete. Sie ließ sich's gefallen, denn sie bewunderte ihren Bruder aus Herzensgrunde. Ganz plötzlich war er, der zwei Jahr jüngere, der schwache, kränkliche Bub gewachsen, gestiegen, an ihr vorüber-

gestiegen und stand nun dicht neben dem Vater, während sie in ihrer Dummheit und Niedrigkeit verblieben war und ewig verbleiben würde. Was er that, war ihr ein Räthsel; was ihn freute, sie begriff es nicht. Zuweilen betrachtete sie ihn neugierig, während sie vor dem Ofen kauerte und Feuer anmachte, wie vertieft, wie eingenommen er von seinem Buch, seiner Arbeit war. Dann schüttelte sie leise den Kopf, daß sie's so gar nicht wisse, was er wohl mache, und fand es ganz in der Ordnung, daß sie seine Stiefel wusch und jeden Tag seine Hemden wusch und bügelte, damit Niemand merkte, wie wenig er habe. Er war ja nicht böse mit ihr, wie der Vater, — er gab ihr sogar manchmal ein Dankwort, — er sah's, wann es nöthig war, daß sie ein neues Kleid, eine warme Jacke erhielt, und wenn der Alte knurrte, so kaufte er von seinem Gelde, was sie brauchte, und warf ihr das Packet in den Schoß, wann er heimkam. Es ist wahr, Wally hätte vielleicht etwas anderes gewählt als diese häßlichen blauen Schürzen, die ihr bald zu lang und bald zu kurz waren, diese unförmlichen Strohhüte mit den schwarzen Bändern, aber sie war ja schon froh, wenn sich nur überhaupt Jemand um sie kümmerte, und so trug sie ihre Magdkleider zufrieden und arglos; das einzige Spiegelchen im Haus hatte derzeit Martina mitgenommen.

Und dann, der Joseph ging doch täglich fort,

es war doch nicht das unendliche stumme Dasthen wie beim Vater! Wie hätte sie aufgeathmet, wenn doch auch der einmal fortgegangen wäre! Aber davon war schon lange keine Rede mehr; seine Augen waren jetzt auch schwach geworden, und er war in unverwüßlich schlechter Laune. Heute wie immer.

Wally hörte eben seine tiefe, brummende Stimme; er zankte mit dem Postboten, der bei ihm drinnen war, denn die Tochter durfte keinen Brief für ihn anrühren. Jetzt trat der Mann wieder heraus, ließ den Strahl seiner kleinen Laterne, die er in der Küche abgestellt, in die Ecke fallen, wo das Mädchen stand und sagte:

„Dem Herrn Vater geht's auch alleweil schlechter.“

„Er kommt eben nimmer hinaus,“ erwiderte das Mädchen seufzend; hinauskommen und gesund werden bedeutete ihr ein Ding.

„Ich glaub' schon, — man wird ihn, fürcht' ich, bald naustragen,“ meinte der Mann im Weggehen.

Wally starrte ihm erschrocken nach; dann lief sie an das Zimmer, aus dem ihr ein Stöhnen entgegendrang.

„Vater,“ rief sie ängstlich ins Dunkel hinein, „Sie sind wohl krank?“

Keine Antwort kam, nur lauterer Stöhnen; sie holte die Küchenlampe und leuchtete damit nach dem

Vater umher, dessen Kopf hintenübergefunken auf der Sophalehne lag. Aus der weitentblößten Brust drang ununterbrochenes Achzen, seine Augen waren weit offen und mit einem zornigen, böswilligen Ausdruck blickte er sie an. Mit zitternden Händen richtete sie seinen Kopf empor, er bewegte die Lippen, konnte aber nicht sprechen, — plötzlich klammerte er sich an die Tischkante und zog sich daran vollständig in die Höhe.

„Ich bringe Wasser,“ rief Wally hinausgehend, „im Augenblick.“

Als sie wieder hereintrat, saß er aufrecht, mit gläsernen Augen; das Wasserglas, das sie ihm reichen wollte, stieß er von sich, so daß ein Theil der Flüssigkeit über den Tisch und seine Bücher lief. Unsicher tastete er danach, sie wegzuziehen. Seine halberloshenen Blicke glühten auf.

„Tolpatich!“ lallte er, „hinaus mit Dir! Alles ist voll Rauch — was hast wieder angestellt — man muß ersticken — wü . — wü — wü!“ — er griff nach seinem Kopf, dann versuchte er, das schon ganz offene Hemd noch weiter aufzureißen.

„Vater, der Rauch ist in Ihren Augen,“ murmelte Wally, zitternd und verwundert über ihn gebeugt.

„Fort!“ gurgelte er und schlug mit matter Faust nach ihr.

Da ließ sie die Lampe im Stich und rannte aus der Stube; ihre Anwesenheit reizte ihn immer, das wußte sie ja. Horchend blieb sie auf dem Gang draußen; er murmelte noch immer dieselben Worte, von dem Dampf, an dem er ersticke — allmählig schwieg er und schien eingeschlafen, rauhe, röchelnde Athemzüge drangen durch die geschlossene Thür.

Wenn nur Joseph käme, dachte Wally; in ihrer Angst öffnete sie ganz geräuschlos die Hausthür und stellte sich auf die Treppenstufe.

Es war ein heller, warmer Märztag gewesen, nun fiel ein leichter Sprühregen, doch glitzerten die Sterne durch die laue Nacht, und ein unbestimmter, süßlicher Geruch nach moderndem, gährendem Laube kam zuweilen heraufgeweht vom Ende der Straße. Dort begann Feld und Wiese, und der sonst schwarze Himmel zeigte noch eine bleiche Helle, wo die Sonne versunken war. Wally's Augen spähten straßab und auf, — dann lief sie wieder an ihres Vaters Thür, um zu horchen; hineinzugehen getraute sie sich nicht, er hatte so gräßliche Augen gemacht vorhin. Wenn doch Joseph käme! Aber er kam nicht, und sie stand wieder vor der Hausthür, die Arme übereinander geschlagen, den Mund halb offen, dem feuchten Winde entgegen, der sie mit seinen Tropfen überthaute, wie eine schwachtende Blume. Ach, das Freie! das Freie! Ein wilder, fremder Drang erwachte plötzlich in ihr: weg! fort! hinaus!

weglaufen! heute Nacht, diesen Augenblick, wo der Bruder nicht da ist und der Vater schläft! Immer dem Westwind entgegen, laufen, laufen, mit flatternden Kleidern, schnell, schnell die Straße hinunter, dann um die Ecke, über die Wiese, aufs Feld wie ein Vogel fliegt! Sie that einen Sprung über die niedrigen Stufen hinab, und dann begann sie zu rennen, mit fliegendem Athem, mit klopfender Brust, in so mächtigem Wohlgefühl, daß sie einen lauten Jubelruf ausstoßen mußte, unwillkürlich.

Da faßte eine Hand sie am Arm, fest, doch nicht schmerzend, wie der Vater oder der Bruder sie anpackte, wenn sie etwas versehen.

„Schönes Kind, wohin?“ fragte eine scherzende Stimme, und ein freundliches Gesicht beugte sich zu ihr nieder.

Das Mädchen stand, wie an den Boden gewachsen, regte kein Glied, nur ihr Athem flog hörbar.

„Wohin?“ fragte es noch einmal.

„Weiß nicht“, murmelte sie. Die fremde Hand hatte ihren Arm fahren lassen; in Verwunderung bog sich das härtige, hübsche Antlitz noch tiefer, um in ihre Augen zu sehen. Der volle Strahl der Straßenlaterne fiel mit hinein und erhellte dies sonderbare, wilde, unbewußte Gesicht, mit der niederen Stirn, den zusammengewachsenen Brauen und den trozigen, schwellenden Lippen.

„Alle Wetter!“ rief der Mann und trat zurück; dann aber, sich rasch besinnend; hielt er sie am Kleide fest: „Da draußen ist ja nichts als Nacht und Nebel,“ sagte er wie zu einem Kinde redend, „dorthin können Sie doch nicht wollen?“

Sie nickte heftig, aber die Spannkraft schien von ihr gewichen, — sie machte keinen Versuch, weiter zu laufen, wendete sich vielmehr mechanisch mit dem Fremden zur Umkehr. Freilich verwandte er dabei seine Blicke keinen Augenblick von den ihren; wie gezogen, willenlos folgte sie ihm, während in ihren Kleidern, in ihrem Körper die rasche Bewegung noch zu arbeiten schien, daß es ihm war, als flattere da ein großer, gefangener Vogel an seiner Seite. Er redete ihr zu: „Warum wollten Sie dorthin?“

„Mein Vater ist krank,“ stieß sie mit rauher Stimme hervor.

„Und dort hinten wohnt ein Arzt?“

„Nein, er will keinen.“

„Aber Kind, wenn Sie nicht zum Arzt liefen, — wohin dann?“

Sie gab keine Antwort, aber sie seufzte angstvoll.

Die Stimme des Mannes wurde theilnehmender.

„Sind Sie so traurig? sind Sie sehr in Sorge?“
forschte er.

„Nein.“

Er blieb stehen und musterte sie wieder scharf, dann gingen sie weiter.

„Wer ist in Ihrer Abwesenheit beim Vater?“

„Niemand.“

„Und er ist krank — Sie lassen ihn allein?“ rief der Fremde, „das ist aber sehr unrecht!“

Das Mädchen schwieg.

„Sind Sie so leichtsinnig?“ fuhr er strafend fort, „Sie sehen nicht danach aus! — wenn er nun stirbe in Ihrer Abwesenheit? O Kind, wie haben Sie sich vergessen! Schnell, laufen Sie nach Hause! Wo wohnen Sie?“

„Hier,“ sagte Wally, von Kopf bis zu Füßen bebend; sie standen unweit ihrer Hausthür.

„Also dort? Soll ich mit Ihnen gehen? Kann ich Ihnen irgendwie helfen?“

„Nein! nein!“ stammelte das Mädchen abwehrend, zugleich aber brach ein so feuriger Dankesstrahl aus ihren dunklen Augen, daß der Mann unwillkürlich eine ihrer vorgestreckten Hände ergriff und sie zu sich heranzog.

„Wie heißen Sie, Kind?“

„Wally Aldinger.“

„Wenn Ihr Vater gesund ist, wollen Sie mir Modell stehen?“

„Was ist das, Modell?“

„Sie werden schon sehen, — etwas sehr Leichtes,

Einfaches in diesem Fall, — Ihr Kopf ist wie geschaffen dazu — wollen Sie?“

Und als sie zögerte, weil sie offenbar nicht begriff, um was er sie bat, setzte er mit scherzendem Tone hinzu: „Sie wissen wohl noch garnicht, wie schön Sie sind.“

Wally's Gesicht blühte auf wie eine Rose, „danke“ stotterte sie verwirrt und wollte ins Haus springen.

„Halt! welche Hausnummer ist dies? ich komme wieder vor.“

„Siebenunddreißig! aber hereinkommen dürfen Sie nicht — Vater —“

„Gut, gut; also hier vor der Thür, um dieselbe Zeit, sagen wir übermorgen um 7 Uhr! Gute Nacht, Wally!“ Er warf in übermüthiger Laune ihre Hand in die Luft und fing sie wieder, — plötzlich zuckte das Mädchen zusammen, trat dicht an ihn heran und dann eilig hinweg: „da ist der Bruder!“ flüsterte sie.

Der Maler sah aus ihrer Todtenblässe, wie erschrocken sie war, — aber gerade mit diesem Ausdruck schien sie so ungewöhnlich, daß sein menschliches Interesse verschwand unter entzückter Bewunderung, und daß er nichts denken konnte, als, wie vortrefflich dies dumpfleidenschaftliche und zugleich schöne Geschöpf sich zu seiner „Kindesmörderin“ eigne.

„Vergessen Sie nicht! übermorgen!“ rief er ihr noch dringend und laut nach, während sie mit scheuer Eile dem Bruder entgegentrat.

Joseph stand in der Hausthür, wie vorher sie, barhaupt, die Straße hinabspähend. Bei den Worten „Vergessen Sie nicht,“ hatte Wally ihn schon erreicht, doch sah er sie erst, als sie an ihm vorüber ins Haus schlüpfen wollte. Starr und drohend war sein Gesicht, es stand irgend etwas Schreckliches dort geschrieben, das Wally nicht lesen konnte; — dennoch empfand sie jetzt keine Furcht mehr vor ihm. Mit seltsam gebrochener Stimme sprach er sie an: „Was heißt das? Was treibst Du Dich draußen umher? Weißt Du, was geschehen ist? weißt Du's? da komm! da sieh!“

Er riß sie in die Stube, wo noch immer nur die trübe, kleine Küchenlampe flackerte.

„Da! da! sieh, was Du gethan hast!“ keuchte er und deutete auf das Sopha, auf dem lang hingebettet mit vorgestrecktem Kinn und offenem Munde der alte Rechenmeister lag. Aber er fluchte und stöhnte nicht mehr, ganz stille lag er, und er hatte so einen schmerzhaften, scharfen Zug im Gesicht, aus dem sonst aller Grimm, alle Verbitterung geschwunden war. Der Vater sah besser, edler aus, als sie ihn je gesehen, und doch schlug Wally die Hände vors Gesicht und trat von Grauen geschüttelt rückwärts.

„Ist er — todt?“ flüsterte sie.

Joseph antwortete nicht; er stand zu Füßen des Leichnams und blickte unverwandt, in düsterem Brüten in das leblose Antlitz, das allmählig verblich, während der dunkelblaue Streif am linken Schlap herunter immer schwärzer hervortrat.

Wally blinzelte durch die Finger nach dem Todten; plötzlich spielte der zuckende Lampenschein so wunderbar über seine Züge. —

„Jesses!“ schrie sie, auf einen Stuhl fallend, „er wird doch nicht wieder aufleben?“

Da brach Joseph aus, indem er auf sie zufuhr: „Wegzulaufen! heut Abend! bei seinen letzten Athemzügen! sag', was bist Du eigentlich? Du — Du —“

Und mit erhobener Hand drang er auf sie ein, aber sie hatte wieder ihr Gesicht verdeckt und antwortete nicht.

„Sag, was Du bist!“ schrie er, ohne recht zu wissen, was er sagte, „sag, wo Du Dich herumgetrieben hast!“ und er zog ihr die Hände vom Gesicht.

Da setzte sie sich aufrecht, in Wehrzustand, sah ihn trotzig an und sagte leise: „Weglaufen wollt ich.“

„Heute? heut Abend? wohin?“ er schrie so, daß sein Gesicht anschwell, und ein krampfhaftes Husten ihn unterbrach.

„Weiß nicht. Weg.“

Eine Zeitlang verharrte er sprachlos; dann warf

er einen Blick auf das Sopha hinüber, und als thue er's dem stillen Manne dort zu lieb, dämpfte er seinen Zorn und begann in ruhigerem Ton:

„Jetzt ist kein Grund mehr da, — jetzt wirst solche Einfälle unterwegs lassen.“

„Ja,“ erwiderte Wally nun auch zutraulicher, „jetzt könnt' ich in Dienst gehen, Joseph.“

Er schüttelte unwillig den Kopf.

„Was fällt denn Dir ein? Meine Schwester geht in keinen Dienst, die findet schon bei mir zu essen.“

„Ich möcht aber doch.“

Mit argwöhnischen Blicken musterte er sie, aber sie hielt es ruhig aus; sie kam ihm selbständiger, freier vor als je, wie sie so da stand mit zurückgeworfenem Kopf, die Augen weit offen, daß über dem dunkeln Apfel noch das Weiß schimmerte, die Nästern gebläht, den Mund nur halb geschlossen, als habe sie eben einen großen Athemzug gethan.

„Wer war der Mann da draußen,“ rief Joseph unerwartet.

Sie blinzelte etwas, dann antwortete sie ihr gewöhnliches: „Weiß nicht.“

„Also irgend ein frecher Kerl, der mit Dir anbinden wollte?“

„Nein,“ sie sah ihn halb an und lächelte vor sich hin.

Da übermannte es ihn, alles Blut drang ihm zum Hirn.

„Wirfst Du Dein Maul aufthun oder nicht?“ schrie er keuchend und rüttelte sie hart an der Schulter. Aber nun erschien auf ihrem Gesichte ein wilder Trotz.

„So,“ rief sie, „ich seh schon, jetzt willst Du mir den ganzen Tag Grobheiten machen, wie früher der da!“ Sie deutete halb mit dem Finger, zog ihn aber gleich wieder zurück, als sie des Bruders empörte Miene sah, und fügte unsicher hinzu:

„Warum soll ich nicht auch meine Freiheit haben?“

„Weil Du dumm bist und nicht denken kannst; Leute mit schwachem Kopfe wie Du, auf die muß einer Acht geben, der gescheuter ist!“ schrie er grob.

„Und der Herr hat gesagt, mein Kopf wäre wie geschaffen dazu!“ wandte sie selbstbewußt ein.

„Was hast Du mit ihm? jetzt sagst Du's auf der Stell'!“ er schüttelte sie, daß sie schwankte und sich an dem Tisch halten mußte.

„Ich soll ihm Modell stehen,“ hat er gesagt, „was ist das?“

Tiefes Roth überzog ihr Gesicht, und sie schlug die Augen nieder.

„Warum wirfst denn roth, wann's nicht weißt?“ höhnte der Bruder.

Sie brach in Thränen aus: „Ich bin so gar dumm, versteh nicht, was die Leut' reden.“

Das klang so aufrichtig. Joseph besänftigte sich. Er faßte sogar nach ihrer Hand:

„Nein, Wally, Modell stehen, das ist nichts für Dich, das ging' Dir an die Ehr'!“

„O, das glaub ich doch nit,“ sagte sie mit einem dämmernden, verklärten Blick ins Leere, während sie ihre Hand zurückzog, „nach so was hat er nit herg'schaut.“

„Er hat Dir wohl schön gethan, Dir den Kopf zu verdrehen!“

„Hat mir denn je eins von Euch ein gutes Wort geben?“ sie weinte wieder. „Meine Freiheit möcht ich halt und gehn, wo ich mag,“ bat sie nun flehend, „vielleicht gibt's noch mehr so dumme wie ich, und wir finden uns z'sammen; Du kannst mir nichts abgeben von Deiner Klugheit, und ich möcht halt einen“ — sie riß an ihrer Schürze mit gesenktem Kopf.

„Du möchtest 'nen Schatz haben, glaub' ich!“ rief Joseph verächtlich wegwerfend.

Wally nickte mit dem Kopf.

„Schau, übermorgen kommt er wieder her, da geh ich hinaus zu ihm.“ —

„Uebermorgen ist Deines Waters Begräbniß,“ rief er, sie wegstoßend, „in Deine Kammer, Dirne!“

Er trieb sie vor sich her in ihre Schlafkammer, riß den innen steckenden Schlüssel an sich und schloß sie ein. Dann ging er zum Arzt, damit der morgen früh komme, den Todtenschein zu schreiben. —

Am Morgen schien Wally, da er sie aus ihrem Gefängniß entließ, beschämt und gebrochen. Sie murmelte ein scheues „Guten Tag“, besorgte das Frühstück und brachte es ihrem Bruder in das zweite Zimmer, wo er bisher mit dem Vater geschlafen; dann wollte sie sich wie gewöhnlich zurückziehen; sie verzehrte schon seit Jahren ihre Mahlzeiten in der Küche, um dem Vater so wenig wie möglich unter die Augen zu kommen.

Joseph rief sie zurück.

„Setz Dich mit her, trink Deinen Kaffee hier,“ sagte er, „Du thust immer wie eine Dienstmagd.“

„Draußen bin ich für mich,“ murrte sie.

„Komm,“ er streckte ihr die Hand hin, „jezt sind wir allein übrig, jetzt essen und trinken wir mitammen.“

Sie holte gehorsam ihre Tasse und setzte sich mit an den Tisch.

„Ich hab's mir heut Nacht überlegt, Wally,“ sagte er in seiner bewußten herrischen Weise. —

Erwartungsvoll hob sie die Augen: „Daß ich in Dienst darf?“

„Nein, das nun mal nicht,“ rief er, auf den

Tisch schlagend, „wie paßt sich das für meine Schwester? Ich werd's nicht machen, wie der Alte, mein Lebenlang im Winkel hocken und nichts von meiner Arbeit haben. Ich will hinauf! Will meinen Weg machen! Jeder sagt, daß ich's Zeug dazu habe! Vom ersten ab, also von morgen bin ich als Hilfslehrer am Polytechnikum angestellt! Mit der Nachricht kam ich gestern heim und fand den Alten“ — Eine Wolke flog über seine Augen, eine ganz ungewohnte Verichleierung.

Als kein Zeichen der Freude oder nur der Theilnahme von der Schwester kam, fuhr er in kälterem Tone fort: „Dir ist das eins, leider. Was weißt Du von Ehrgeiz!“ Er lachte kurz auf und streifte sie mit einem spöttischen Blick. „Ja, mein Gott, wärst Du allein, Du könntest ja thun, was Du wolltest, so aber, als meine Schwester,“ — er betonte das meine und sah sie fest, beinah drohend an, — „geht das eben nicht. Wenn Du Dich schlecht hältst, auf mich fällt der Klatsch. Also schau zu!“

Und als Wally trohig die Lippen verzog: „Ich bin nicht wie der Alte! Was hat er die Martina nicht todtgeschlagen?“

Das Mädchen fuhr zusammen; sie stand hastig auf und stellte die Tassen ineinander.

„Ich möcht' vielleicht in eine Stell', wo kleine Kinder sind, da wär' ich froh!“ sagte sie weinerlich.

„Und wo wär' da Deine Freiheit?“

„Alle zwei Wochen hat man doch seinen Ausgang.“

„Heiliger Gott, wie armselig!“ schrie er auf, und eine Art von Mitleid kam in sein entschlossenes Gesicht; aber es verging wie ein flüchtiger Sonnenblick, und vorwurfsvoll fuhr er fort: „Anderer Leut' Kinder hüten! — Und dafür sollt' Dein Bruder eine fremde Person ins Haus nehmen? Denkst denn nur an Dich?“ Er blickte auf die alten Möbel umher: „Alles verkaufen? gelt, das meinst; ja aber zu was denn? Man braucht ja doch Bett und Kasten und was weiß ich, und sie zahlen ja nichts für so alte Sach, das hast doch auch schon gehört.“

Wally nickte ein wenig, das gab ihm neue Zuversicht. „Wally,“ sagte er, so freundlich er's vermochte, „wir halten jetzt Haus zusammen, gelt Du? ich bin's so gewöhnt mit Dir, Du bist still und störst mich nicht und sorgst für mich wie Du kannst; alles weißt, was mir gut schmeckt, und wer sollt' meine Hemden so bügeln, wie Du?“ Seine Stimme wurde weich: „Du bleibst bei mir, Wally, gelt? sag' ja!“ Wally seufzte laut; die Tassen klirrten in ihren Händen; „ja“ flüsterte sie zögernd.

„So ist's versprochen?“ er wollte ihre Hand erfassen, aber statt dessen stieß er an eine der Tassen, die sie trug, daß sie hellklirrend zu Boden fiel und zerbrach.

„Was nimmst auch alles auf einmal,“ rief er,
— „’s ist schon wahr: der faule Esel schleppt sich
auf einmal zu Tod, — jetzt sieh nur zu, daß keine
Splitter liegen bleiben! Und grämlich wandte er ihr
den Rücken und begab sich an sein Buch zurück, das
aufgeschlagen auf dem Fenster Sims lag. —

Das Begräbniß war vorüber, und die Geschwister
waren schon wieder daheim.

Joseph fühlte sich gehoben. Alle jüngeren Lehrer
des Polytechnikums hatten ihm kondolirt; etwa ein
halbes Duzend war sogar persönlich im Trauerhause
erschieden, um vom Begräbnißwein zu nippen und
ihm mit stummem Händedruck und betrübttem Kopf-
schütteln ihr Beileid auszusprechen. Er wußte es ja:
sie kamen alle nur feinetwegen. Was ging sie der
todte Alte an, der wie ein Dachs in seiner Höhle
gehaust hatte! Als auch sein ehemaliger Rektor er-
schien, verbeugte er sich zwar in tiefer Demuth, aber
ihm klopfte das Herz vor stolzer Befriedigung. Der
Rektor hatte einen gebrochenen Sohn aufrichten zu
müssen geglaubt, jetzt gab es nur die männliche
Fassung zu bewundern, mit der dieser Verwaiste sein
Schicksal ertrug. Dann sprach ihm der menschen-
freundliche, leicht begeisterte alte Lehrer von seiner
Freude an ihm, — wie ehrenvoll und tüchtig sein
Streben sei und wie würdig des Erfolges. Er um-
spannte mit seiner kleinen, hageren Hand die plumpe

Taxe des jungen Schülers, die eine im Polytechnikum schon berühmt gewordene Kraft und Sicherheit besaß, und sagte prophetisch: „Mit dieser Hand werden Sie sich Ihr Schicksal bauen, und wenn meine Hoffnungen nicht trügen, wird es ein glänzendes sein.“ Er sah ihn gerührt an, so daß Joseph die Augen wegwenden mußte; noch jetzt, in der Erinnerung fühlte der junge Mann, wie es ihm dabei warm übers Herz gelaufen war.

Und dann ganz plötzlich hatte der Rektor gefragt: „Sie hatten doch auch eine Schwester, nicht wahr?“ und suchend hatte er umhergeblickt. Da war er recht in Verlegenheit gekommen, denn er hatte dem Herrn Rektor nicht sagen können, daß seine Schwester sich in der Küche aufhalte mit Vorliebe, wie eine Magd. Der Rektor aber hatte sich selbst geantwortet, daß das junge Mädchen durch den Verlust des Vaters zu tief ergriffen sei, um auf den Zuspruch eines Fremden hören zu können. Wie die Worte den Sohn getroffen hatten, wie mühsam er ein bitteres Lächeln unterdrückt! Und dann hatte der Rektor sein bartloses, bewegliches Gesichtchen seinem Ohr genähert und ihn theilnahmsvoll gefragt: „Ist denn irgendwie für die Zukunft dieser Schwester gesorgt?“ und leise die Hände aneinander reibend, hatte er geflüstert: „Sie seh'n, ich rede als väterlicher Freund mit Ihnen, sprechen Sie ganz offen!“ Und da war der stolze Augenblick gekommen, wo Joseph mit bescheidener

Betonung gesprochen: „Sie sind unendlich gütig, Herr Rektor, — nein, es ist kein Pfennig vorhanden, außer dem, was ich verdiene, aber meine Schwester bleibt bei mir, es muß und wird reichen für uns Beide!“ Und wie der alte Lehrer da gerufen, zu laut fast für die Gelegenheit: „Bravo! bravo! junger Mann! Sie haben nicht bloß Talent, Sie haben auch Charakter! Sie haben auch Herz! Joseph, — ich kann einen Schüler wie Dich nicht Sie nennen, obwohl Du der Gesinnung nach wohl verdienst, ein Mann zu heißen! Joseph, es ist mir eine Genugthuung, daß Du mein Schüler gewesen bist!“

Joseph genoß diese Worte noch einmal in der Erinnerung, kostete sie gleichsam auf der Zunge wie einen seltenen, berausenden Trank, und dabei stand beständig das Bild des vor Bewegung schnüffelnden und mit seinem Taschentuch hantirenden alten Mannes vor seinem Auge. Nachher dann, als Wally mit dem Gläserbrett zur Thür hereingekommen, hatte der Rektor sie so nachdenklich und befremdet gemustert, — was er nur an ihr geseh'n? und war dann hinter Joseph gestanden, um ihm zuzuflüstern: „Ist sie das? Nun, da gratulir ich, die sieht ja aus wie jener antike Kopf einer —“

In dem Augenblick waren die Priester mit Fahne und Rauchfaß erschienen, und Joseph hatte nicht erfahren, welcher Antike seine Schwester ähnlich sehe.

Die Behauptung erschien ihm unbeschreiblich lächerlich: wenn jetzt der Rektor wüßte, daß sie sich sehnt, eine Dienstmagd zu werden, dachte er, noch in diesem Augenblick vor peinlicher Beschämung erröthend.

Wally ging ruhigen Gesichts umher. Die traurigen Zurüstungen, die letzte Ceremonie hatten ihr, so schien es, kaum einen Eindruck gemacht. So sonderbar stumpf nach außen war sie bisher doch nicht gewesen, aber bequem war sie ihm nun einmal in ihrer lautlosen Sorglosigkeit, das gestand er gern. Wovon sollten sie auch mitsammen reden? Und wie sollte sie den Vater betrauern, dessen Bedeutung sie nie verstanden? Man mußte gerecht sein.

Sie hatten zu Nacht gespeist, an einem Tisch, wie Joseph es verlangte; ohne ein Wort zu theilen, denn er hatte seine Bücher und Blätter neben dem Maßkrug liegen und arbeitete mit Zirkel und Winkelmaß.

Mitten unter dem Begräbniß heut waren ihm einige fruchtbare Gedanken gekommen, und er vergaß darüber Essen und Trinken, wie vielmehr das Reden.

Als die Schwester das Geschirr abtrug, sah er zerstreut auf: „komm wieder herein, wann Du abgewaschen hast,“ dann versank er aufs neue.

Endlich gab es eine Pause, da war ein Halt, eine Mauer, über die er nicht hinweg konnte; in diesem Augenblick schlug die Schwarzwälderin neben dem

Ofen neun Uhr. Er blickte sich um; war nicht etwas anders, als es sein sollte? Richtig ja, ihn fröstelte, das Feuer war ausgegangen! „Wally,“ rief er, da fiel es ihm erst ein: Wally war ja doch nicht wieder hereingekommen. Er runzelte ärgerlich die Stirn. „Dienstbotenseele!“ brummte er. Dann rief er: „Wally!“ ein, zwei, dreimal. Vielleicht ist sie schon schlafen gegangen? Er sprang auf und öffnete die Thür; draußen war alles dunkel. Er tappte durch die Küche und klopfte an ihre Kammerthür: „Wally!“ Plötzlich fühlte er über den Gang her einen scharfen Luftzug und hörte die Thür knarren. Wie ein Blitz durchfuhr es ihn: Heut ist — übermorgen! Er eilte an die Hausthür und schaute planlos, die Lippe beißend, in die kalte, sternenlose Nacht. Da lief es plötzlich von der andern Seite gegen ihn an, prallte aber mit einem Aufschrei zurück. Wally! Sofort packte er sie an den Armen:

„Woher kommst Du?“

„Von ihm,“ rief sie hocherregt, indem sie sich loszumachen suchte, „laß mich, ich will nur meine Sach' holen“ —

Sie drängte mit fliegender Brust gegen ihn, wie ein warmer Frühlingswind ging ihr Athem über sein Gesicht, die Augen hatten einen gespannten, seltsamen Ausdruck, nichts von Furcht und Unsicherheit war in ihren Zügen.

Joseph's Hände hielten wie Eisenklammern:
„Wohin?“

„Ich geh zu ihm! ich hab's ihm versprochen, nur mein' Sach' will ich!“ — sie sprach frei und fest wie ein ebenbürtiger Mensch. Aber das entflamte ihn zu doppelter Wuth.

„Nie und nimmermehr!“ schrie er und schlug mit einem jähen Handgriff die Hausthür zu, während er das Mädchen gegen die Stube zu drängen suchte. Sie wehrte sich, sie rang mit ihm in Verzweiflung; aber der Gang war klein und dunkel, und endlich hatte er mit dem Fuß die Stubenthür aufgetreten, und sie stolperten Beide über die Schwelle in den erhellten Raum. Das plötzliche Licht blendete das Mädchen, es ermattete in seinem Widerstand.

„Nie und nimmermehr!“ schrie Joseph mit zischender Stimme, „ich leid's nicht, daß Du mich in Schande bringst!“

„Und ich sag Dir's: lieber todt, als wieder da herein!“ rief sie laut, sich an den Thürpfosten klammernd, und dann — mit einem unerwarteten Sprung stürzte sie sich auf ihn und umstrickte ihn eng mit ihren kräftigen Armen.

„Weißt's doch von früher, wer stärker ist!“ höhnte sie, „laßt mich jetzt gehen?“ Und als er sein feuchendes „Nein“ rief, drückte sie ihn fest auf einen

Stuhl: „So, da bleibst! und hören sollst's; so wahr ich hier steh, ich thu doch, was ich will!“

Dhnmächtige Thränen der Wuth blizten in seinen Augen, seine Hand griff mit irrem Zucken auf dem Tische neben ihm umher. Sie hielt ihn noch umspannt.

„So wahr ich hier von Dir schmähslich mißhandelt worden bin,“ ächzte er, „hinausgehn wirst Du nicht!“

Mit der letzten Kraft sprang er empor. „Gleich todt hinfallen will ich, wenn ich's nicht thu!“ schrie Wally; da blizte es hell auf in seiner Hand, und mit einem gellenden Aufschrei taumelte sie rückwärts und faßte nach der Brust: Joseph hatte ihr den Zirkel ins Herz gestoßen.

„Jesses, ich muß sterben!“ schrie sie leidenschaftlich, „Joseph, sag's ihm, daß ich nicht hab' kommen können!“

Sie stürzte zu Boden und wälzte sich im Todeskampf: „Lauf! lauf weg!“ stöhnte sie mit erlöschender Stimme, „Joseph, jetzt hab' ich Dich ins Unglück gebracht!“

Unfähig, ein Glied zu rühren, in jedem Nerv erstarrt, hatte der Jüngling gestanden, hatte dann vor dem grauenhaft verwandelten Gesichte die Fäuste in die Augen gepreßt. Jetzt beugte er sich nieder, berührte ihren Arm. „Wally, Wally! es ist nicht

wahr! Sprich doch, Wally!“ Aber sie sprach nicht mehr, sie zerbiß sich die Lippen im letzten Krampf, nur einmal noch erhob sie schwach die Hand, als deute sie nach der Thür.

Da übermannte ihn ungeheures Entsetzen. Sein Haar sträubte sich, seine Zähne schlugen aneinander, er wollte die Stube verlassen, wo sich alles mit ihm drehte, da fiel er den Nachbarn in die Arme, die Geschrei und Lärm gehört hatten und fragen wollten, ob doch kein Unglück geschehen sei.

„Ich habe meine Schwester erstochen,“ erwiderte er ihnen mit starrem Gesicht, das sich auch nicht bewegte, als die Nachbarinnen mit jammerndem Geschrei die Leiche am Boden erblickten und ihn mit Verwünschungen und geballten Fäusten umringten.

„Um Gottes willen, warum?“ fragten die Leute.

Er zuckte die Achseln. „Ein Zank, eine Kleinigkeit, — ich wollte sie nicht tödten;“ aber man glaubte seinen leise gemurmelten Worten nicht, — aus seinem verstörten Gesicht sprach keine Reue, nichts als Entschlossenheit, auch nach der That.

Er ließ sich ohne Widerstand verhaften und abführen; mit einem langen eindringlichen Blick nahm er Abschied von dem Zimmer, das voll war von seinen Büchern, seinen Instrumenten. Als er das Gesicht wieder umkehrte, sprang er plötzlich zurück und taumelte; einer der Beamten hatte das Mord-

werkzeug, den blutigen Zirkel, vom Boden aufgehoben, und hielt ihn dem Unseligen vor die Augen. Ein stummes Nicken, ein tiefer Seufzer bekannte: ja, mit diesem. Vor der Thür ward er ohnmächtig, und es kostete Mühe, ihn vor dem empörten Volk, das zusammengelaufen war, zu schützen und in den Wagen zu heben. Die ganze Nacht durch wogte es von Neugierigen in der Straße, vor dem Hause, wo die That geschehen, obgleich nach der Entfernung der Leiche keine Spur blieb; das Mädchen war innerlich verblutet; der Arzt bezeugte, nie einen so sicher tödtenden Stoß gesehen zu haben — —

Am andern Morgen gab es ein Extrablatt. Die Rektorin schickte schnell das Dienstmädchen, es heraufzuholen, hier an den Kaffeetisch. Es hatte nach Mord oder Doppelmord geklungen.

„Ja, aber um Himmelswillen, Mann!“ stieß sie aus, als sie hinein geblickt, — „was ist denn das? ist das nicht — aber das wäre doch unbegreiflich fürchterlich!“

Unbegreiflich fürchterlich, aber dennoch geschehen: der talent- und charaktervolle Joseph Aldinger, der Lieblingschüler des alten Rektors, hatte gestern Nacht seine Schwester ermordet und war heut früh im Gefängniß todt aufgefunden worden mit einer klaffenden Halswunde, wie der Bericht besagte.

Der alte Lehrer war so geschüttelt von Entsetzen,

Kummer und Mitleid, daß er keinen Bissen genießen, ja nicht einmal in die Schule gehen konnte. Auf dem Sopha sitzend neben seiner guten Frau, die ängstlich den Arm um ihn geschlungen, durchsprach er wieder und wieder die schreckliche Nachricht.

„Und gerade gestern hat er mir so gut gefallen,“ jammerte er, „wenn Du gehört hättest, mit welcher Freudigkeit er für seine Schwester zu sorgen versprach; ich bin überzeugt, er meinte, was er sagte!“

„Hochfahrend war er und ehrgeizig,“ sagte die Frau nachdenklich, „und wie viel gehörte dazu, bis man den ersten Eindruck überwunden hatte, — mir war er immer schrecklich.“

„O Clementine! — Aber vielleicht — vielleicht hast Du Recht — ach wie wenig thut die Schule — wie wenig hab' ich geleistet! wenn ich denke, daß mein ganzes Leben — und nun passirt mir das mit einem Jüngling —“

Er war ganz zerschmettert.

„Kein Seelenband ist da! Wir durchschauen sie nicht! Ach, wenn ich heute von vorn anfangen könnte!“

Die Frau strich ihm beruhigend über das dünne, graue Haar.

„Ja, wer weiß, was da gespielt hat! vielleicht war die Schwester Schuld an allem.“

Einen Augenblick schien der Rektor diese Lösung

aufgreifen zu wollen, dann aber schüttelte er sinnend den Kopf:

„Ich möchte, daß Du Recht hättest, aber wenn Du dieses Mädchen gesehen — ich sage Dir, Clementine, eine Schönheit! eine saftige, echte, keine so moderne mit Simpelfransen; ich hatte sofort den Eindruck: halt, hier ist ein Wesen aus einem Guß! — Es gibt hier in der Sammlung einen antiken Kopf, römisch, aus guter Zeit, ‚Kopf einer Barbarin‘ ist er betitelt“ —

„Ach sieh, da steht ja noch eine Notiz,“ unterbrach ihn die Frau, — „sieh doch, Karl: Ein Maler hat das sonderbare Ersuchen gestellt, die Ermordete noch in aller Geschwindigkeit malen zu dürfen; die Polizei hat dies als unstatthaft abgewiesen. Nun, das find' ich in der Ordnung! so ein Herr sollte Respekt haben vor dem Unglück und dem Tode,“ sagte die Frau auftrumpfend.

„Aber liebe Clementine, bedenke; die Kunst! Sollte nicht vor der die Polizei Respekt haben? Was sollte uns trösten über alle Räthsel und Sünden, wenn wir die Kunst nicht hätten!“

Seine Augen schimmerten feucht, schweigend blickten die Gatten einander an. Dann ließ er den Kopf sinken und seufzte: „Ach, wie sind wir oberflächlich! oberflächlich!“

Törg und Hans Katzenwadel.



Der Jörg und der Hans Ragenwadel hatten von Kind an in Allem einen Willen, das heißt, was der Eine hatte, das wollte der Andere haben, und was das bei zwei handfesten schlagfertigen Bauerbuben besagen will, kann man sich denken. Sie waren gleichzeitig auf die Welt gekommen, oder doch der Jörg nur eine halbe Stunde früher, und die Mutter hätte es gern gesehen, wenn sie fein einträchtig gewandelt wären; aber sie schämten sich schon als kleine Buben, wenn sie auf ihre Zwillingsschaft angedet wurden und machten so „Köpf hin“, wie die Mutter sagte, daß es drollig und ärgerlich zugleich anzusehen war. In der Schule, wo sie anfangs neben einander sitzen mußten, rauchten sie bald so unbändig, daß der Herr Lehrer den Jörg ans obere, den Hannesle ans untere Ende befehligte und so die ganze Schülerzahl zwischen die beiden Schwarzköpfe schob. Sie pflegten sich von nun ab, über diese lebendige Mauer hinweg, durch Gesichterschneiden und Zähnefletschen auf die Freistunden nach der Schule

zu vertrösten. In diesen Stunden bildeten sie die Anführer zweier feindlicher Haufen, die mit altallemanischem Kampfgeschrei gegen einander ausrückten und sich regelmäßige Schlachten lieferten.

Das freundliche Dorf Gingen im Filsthal, wo die Katzenwadle aufwuchsen, ist von einem klaren flinken Bach durchflossen, der in Straßenbreite, ohne Einfassung oder erhöhten Rand, seine hüpfenden Wellchen zwischen den Häusern dahintreibt. Zur schönen Sommerzeit pflegten sich die kleinen Kaufbolde hüben und drüben am Barbarabach aufzustellen, durch Reden sich zu Thaten aufzureizen und endlich, nacktfüßig wie die jungen Gänse, ins Wasser zu plumpen, um die „Sach“ mittendrin auszumachen und die Besiegten mit dem Kopf in das warme, plätschernde Raß zu tauchen. Nachher saß dann die ganze jüngere Gemeinde am staubigen Grasrain zum Trocknen in der heißen Julisonne, daß die Hemden und Hosen dampften. Die zwei Massesten waren aber allemal die Katzenwadle, die immer als die Ersten in das feuchte Wahlfeld gesprungen kamen.

Bei solchen Gelegenheiten fehlte es nicht an Zuschauern. Die Enten, die unter dem Ackerwagen geschlafen, wurden von dem Geplätsche wach und schnatterten mit den dicken gelben Schnäbeln aufgereggt nach rechts und links. Alle Mopsles, Schnäuzerles und Schnäpperles ließen die Schnafen unge-

schnappt und fuhren mit Knurren und gellendem Gebell polizisteneifrig auf die Nachzügler los, die sich noch furchtsam oder zögernd im seichteren Wasser befanden. Und der dicke Metzgermeister und Wirth zum goldenen Ochsen stand, die Hände unter der Schürze, vor seiner Hausthür und wetterte: „Ihr Lausbube! wöllet er von enänd! z'sämehaue sott¹⁾ mer uich, verschlage sott mer uich, daß uich foi Voi²⁾ beieinander blieb, Ihr Sauferle Ihr!“ Das war aber nicht geschimpft, sondern auch nur so geschnattert, gebellt und geknurrert zur Sommernachmittagsmotion, eine Unterhaltung wie die Prügelei der Buben.

Einmal aber bei solchem Anlaß kam ein herrschaftlicher Wagen mit einem Livreekutscher ins Dorf gefahren und hielt vor des Ochsenwirths Thür. Eine Dame stieg heraus, und ein kleines Mädchen folgte, und als die dicken Schimmel abgeschirrt waren und die Dame, eine Erfrischung erwartend, im Gastzimmer saß, schlich sich das kleine Mädchen heraus und kam mit furchtsamen Schritten bis nahe an den Bach herangetrippelt, wo das wilde Bubenvolk lärmt. „Guck au dui!“³⁾ schrie bald einer der Buben mit einem Rippenstoß dem andern zu; der Kampf erlahmte; mit starren Augen und aufgerissenem Munde bestaunte die tiefende Schar das schöne Fräulein im

1) sollt 2) Knochen. 3) die.

kurzen Kleidchen, mit dem breiten Strohhut und den rosa Handschuhen an den Händen, die ein zierliches rosa Sonnenschirmchen festhielten. Nur die Kagenwadle hatten nach einem flüchtigen Blick hinüber sich wieder gegen einander gewendet: „Guck do au dui!“ rief der Sockele und zupfte den Hans am Hemdärmel. „Nu was isch?“ erwiderte Hannesle gleichmüthig, und sein Bruder überbot ihn mit einem verächtlichen: „wegen sellem?“¹⁾ was eine ungewohnte Uebereinstimmung der Beiden bekundete. Worauf sie mit solch einer Lebhaftigkeit neue Prüffe auszutheilen begannen, daß die Angegriffenen sich wohl vertheidigen mußten, und die Prügelei frisch wieder losging. Ja, es schien nun fast, als ob die Anwesenheit der kleinen Fremden eine begeisternde Wirkung übe, wie das Zuschauen der Damen bei den einstigen Ritterspielen; denn es flog grade aus den trozigsten Gesichtern manchmal ein Seitenblick zu dem Mädchen hinüber, der zu fragen schien: „Mir send Kerle! gelt! so ebbes hascht no et²⁾ g'seha?“ Ganz ohne Eindruck schien auch die Tapferkeit nicht zu bleiben; das feine Fräulein lachte über das ganze weiße Gesichtchen, und als der Hans den Jörg am Kragen packte und untertauchte, dieser aber wie ein Büdel mit Brusten und Schnaufen wieder emporkam und

¹⁾ deswegen. ²⁾ nicht.

sich schüttelte, ließ sie ihr Sonnenschirmchen fallen und klatschte lustig in die Hände. Hannesle wurde dunkelroth vor Triumph, hütete sich aber wohl, den Kopf umzudrehen, und Jörg benutzte diesen Augenblick männlichen Schamgefühls, um seinen Besieger durch einen plötzlichen Stoß in die Kniekehlen nun selbst zum Fallen zu bringen.

Inzwischen war die Dame, welche ein schillerndes Seidenkleid und eine goldene Kette trug, auf der die Sonne von fern funkelte, aus der Wirthshausthür hervorgetreten, hatte suchende Blicke nach rechts und links geworfen, hatte „Agathe! Agathe!“ gerufen und war zulezt mit erschrockenem Gesichte zu der Kleinen geeilt, um sie aus der gefährlichen Nähe des Bäckleins und der schlimmen Buben fortzuholen. Die ließ sich nur widerwillig entlangzerren, drehte noch den Kopf nach der Wasserschlacht, als sie schon wieder im Wagen saß und guckte so lange, bis die krumme Dorfgasse und der sonnenbeschienene Staub das Sehen unmöglich machten. Als die Buben, denen plötzlich die Luft vergangen schien, sich schläfrig auf die warmen Steine vor des Ochsenwirths Hausthür streckten, fuhr der mit besonderem Nachdruck unter die Kanten.

„Dös dhät mer fehle, daß Ehr mer do mei Eingang verschimpfirt! 's ischt a Schand fürs ganz Dorf, was Ehr a'schbelle¹⁾. De Frau Gräfe ischt

¹⁾ anstellt.

ganz verschrocke über dui Kinderzucht, ond de Kloi¹⁾ hats net wölle glaube, daß dös au Mensche send.“ Jörg stieß den Hans an. „Ond 's hot'r airschd²⁾ grad g'falle, nemme³⁾ weg hot se wölle, de Alt hätt'r bald de Arm voll rausg'riffe!“ sagte Jörg mit großer Ueberlegenheit. „De Alt, de Alt!“ schrie der Ochsenwirth, „dös is foi Alte, dös ischt d' Frau Gräfe Tante von Rechberg, dös send Leut, wo zue mar kommet, wo i gern sieh! ond no Ihr Lumpeng'jendel tapfer furt, oder i vorschlag uich de Kopf, daß Ehr an mi denke sott!“ Er fuchtelte mit seinen dicken kurzen Armen um die Köpfe der Kinder, als wolle er die „Watschele“⁴⁾ nur so handvollweise herumschütten, daß die Gescholtenen langsam zurückwichen. Verduzt und fragend, mit gestrecktem Halse, schauten sie noch nach dem Rechberge auf, dem am schönsten geformten unter den schwäbischen Bergen, welcher sich vom Abenddust bläulich umflossen über dem Dorfe erhob. Zwar die Stammburg da oben lag längst in Ruinen, aber sie hatte doch dem Grafengeschlecht den Namen gegeben, und Berg und Kirche waren ihr Eigenthum wie einst zur Zeit der Hohenstaufen.

Der Bauer Ragenwadel war einer der reichsten im Dorf, und die Zwillingbrüder waren seine ein-

1) die Kleine. 2) erst. 3) nimmer. 4) Ohrfeigen.

zigen Kinder. Da sie außerdem trotzig und stark wie junge Bären heranwuchsen, so blieben sie auch als Bursche die Anführer der „Ledigen“, hatten das große Wort, jezt nicht mehr vor der Thür, sondern im Wirthszimmer des goldenen Ochsen und blieben bei aller Uneinigkeit einander doch völlig ähnlich in Aussehen und Gebahren, wie sie auch ganz unabsichtlich immer dasselbe wollten, dachten und sogar sagten. Beiden angeboren war eine hochmüthige Verachtung des weiblichen Geschlechts. Kein Bärbele, Manele, Rikele konnte sich je eines freundlichen Blicks von den zwei Schwarzköpfen rühmen, die unter ihrer Zipfellokappe und mit der Pfeife zwischen den Zähnen so selbstbewußt auf dem Zaun vor der Kirchenthür saßen und höchstens ein böses Maul hatten über die sittig und frisch gewaschen daher kommende Mädchenschar in schwarzen Kleidern, die hängenden Zöpfe mit breitem Sonntagsbände gebunden, in den Händen Gesangbuch, Sacktuch und ein Sträußlein „Nägele“ oder Rosmarin.

Der schelmische Gott schnitzte, so schien es, an einem besonderen Pfeil für die zwei harten Herzen; Jahr auf Jahr verging, und er wurde nicht fertig. Vater und Mutter starben; die Zwillinge, nun schon dreißig Jahre alt, erbten das elterliche Haus am Barbarabach, schöne Güter und einen Haufen wohlangelegten Geldes. Das Erste, was sie thaten, war,

daß sie beschlossen, das Gut zu theilen. Jörg, als der ältere behielt das Haus und zahlte seinem Bruder das Geld aus, um sich ein zweites zu bauen, welches der Hannesle flugs an der andern Seite des Baches auführte, worauf sie, durch das Wässerlein getrennt, widerwilliger denn je dasselbe wollten, dachten und sagten. Ihre Schulkameraden hatten längst Weib und Kind, zumal die Aermsten waren früh auf Familienfreuden bedacht gewesen. Die Raizenwadle wurden der Schrecken aller Hausfrauen, die ihre Männer rechtzeitig daheim zu sehen wünschten; denn keiner verstand mit so ausgesuchten, groben und feinen Sticheleien über Haushämmel und Weiberregiment herzuziehen. „Dös muß anderscht werre!“¹⁾ schrie Jockele, der Zimmerer, und taumelte gegen die Stubenthür, daß die Kinder aus dem Schlaf weinend emporfuhren und das Weib ihre Stimme erhob, um den Lärm zu überschreien. „Dei Regiment ischt aus! wer's Geld ins Haus schafft, der däff's²⁾ au verkaufe. Sollscht scho höre, wie de Andere ihre herhaue, do goht's anderscht!“

„Jekt isch lek³⁾“, jammerte das Weib, „bischt wieder mit dene saudumme Kerle, dene Raizenwadle, z'sämeg'hockt! herhaue! mi? hoho! so Einer müeßt mer Krähenauge fresse, der müeßt n'über uf de Kirch-

1) werden. 2) darf es. 3) schlimm.

hof.“ Das Rösle hatte ein gutes Mundwerk, und der Sockele kroch zu Kreuz; aber nicht alle Weiber wußten sich wie sie gegen die Aufreizer zu wehren, und mancher Unfriede entbrannte, wo es bisher ruhig zugegangen war; der Herr Pfarrer hatte mehr denn je rohe Ehemänner zu vermahren und schwache Weiber zur Geduld und Unterwerfung anzuhalten.

Um Gingen wächst kein Wein; die rauhe Alb hat einen scharfen Athem, vor dem die empfindliche Rebe sich ins Unterland zurückzieht. Aber wenn dort unten gekeltert wird, vor jedem Dorfwirthshaus ein Strohweisch steckt oder ein grüner Fichtenzweig, und alles nach dem jungen Weine duftet, da gibt es stundenweite Wanderungen zu Ehren dem „Neuen“ in Blochingen oder gar Eßlingen, und rothe Köpfe und bewegliche Zungen bei der Heimkehr, denn der „Neue“ ist ein gefährlicher Demagog, bis er eingesperrt und in enger Kellerhaft zum Besinnen über sich selbst gebracht wird.

Der erste Haufe mit Jörg an der Spitze war schon abgezogen; Hans mit den Genossen berathschlagte noch über das Ziel der Sonntagswanderung. „De andere werre nach Blochinge g'loffte sei, do ganget mer besser mo¹⁾ anderscht na,“²⁾ sagte der Schulmeistersohn Martin.

„Seß grad et!³⁾ i hau⁴⁾ mer lang fürg'nomme,

1) wo. 2) anderswohin. 3) nicht. 4) ich habe.

nach Blochinge z'laufe; dös dhät mer no fehle, wege dem do mo anderscht na z'gau.“¹⁾

Der Jörg saß am oberen Tisch grad in der Mitte, die Ellbogen breit aufgestemmt und die Nase prüfend über ein Glas dicken rothen Portugiesers gebeugt, der heuer besonders gerathen war. Er blickte stirnrunzelnd auf, sobald der neue Schwarm eintrat und grunzte seinen Nachbar an: „Seß ists mer in koim Wirthshaus mai²⁾ secher vor dem da!“ Mit genau demselben Stirnrunzeln nahm der Hans am untern Tische seinem Bruder gegenüber Platz. Es war noch immer wie in der Schule, die ganze Breite des Zimmers lag zwischen ihnen, und sie hätten auch jetzt noch gern einander Fragen geschnitten, wenn sie allein gewesen wären. Aber das niedere dumpfe Zimmer war Kopf an Kopf besetzt; es wurde geschrien, gesungen und auf den Tisch geschlagen, daß man es weit draußen hören konnte, und die Schoppen wurden fast ebenso schnell geleert, wie der Wirth mit Weib und Magd sie voll hereinschaffte.

An einem Tische dicht neben einander saß ein kleiner Haufe schwarzhaariger schnurrbärtiger Gefellen, die mit raschem Gebärdespiel und in fremder Sprache allein sich unterhielten und von den Bauern nur gelegentlich mit einem halb scheuen, halb ab-

¹⁾ hinzugehen. ²⁾ mehr.

schätzigem Blick gestreift wurden, obgleich sie keine Tuchkleider trugen und blinkende Ringe an den braunen Händen. Seit einigen Tagen lagerte eine Zigeunerbande draußen im Wald; sie führten werthvolle Pferde mit sich, und die Männer hatten viel Geld gezeigt und um keins gebeten, so daß kein Anlaß zur Vertreibung des fremden Völkchens vorlag. Nun drängten sich auch einige Weiber herein, als ob sie den am Tisch sitzenden Zigeunern etwas zu sagen hätten; wo sie vorüber kamen in ihrem grellen, vom schwarzen Feierkleid der Dörflerinnen auffällig unterschiedenen Putz, drehten sich die Köpfe, und das Gespräch stockte, aber die fremden Gäste wurden mit Argwohn und Mißbilligung betrachtet. Förgle schlug auf den Tisch und rief nach dem Wirth. „De nui¹⁾ Rundschaft bringt scheints en Haufe Geld, daß Ehr's do rei'losset. I bens et g'wohnt, mit so'me herg'loffene G'sendel an oim Tisch z'sitze.“ Der Wirth war nicht gleich zur Hand, die Zigeunerinnen aber winkten beschwichtigend, wobei sie sich wieder zum Hinausgehen wendeten. Nur eine, ein kräftiges, schönes Weib mit übermüthig lachendem Munde blieb dem Förgle grad gegenüber stehen und sah ihn mit ihren sicheren schwarzen Augen so unverwandt an, daß er sein Glas auf halbem Weg zum

¹⁾ neue.

Munde absetzte und ausweichend seitwärts blinzelte. Die Zigeunerin hatte den ihm unfern sitzenden Schmied bei der Hand ergriffen, um ihm wahrzusagen. Der Graubart aber rief alsbald: „I hau¹⁾ de Dritt! i hau de Dritt! ond e Viert nehm i et! De Weibsleut han e Säcke mit dreihondertseifondsechzig Krankede²⁾ an ihre Bettpfoschte hänge, ond alle Morge langet se e nui raus; so will i koine mai!“ Unter dem Gelächter der Tischgesellschaft fuhr der Wigbold des Dorfes fort: „Aber der do hube,³⁾ wo so giftig aussieht, als hätt’ er Schbenne⁴⁾ g’frässe, der solls airscht no kenne lerne; do gang num ond prophezei em a Grätige!“ Mit verächtlichem Zucken des Schnurrbarts rief der Förgle: „Dui möcht i sehe, an der i mer d’Zäh’ schtompf beiße dhät,“ und die Siegesgewißheit und der halbe Zorn über das Gelächter wallten ihm roth übers Gesicht.

Das kluge fremde Weib hatte offenbar gut verstanden. Sie warf nur einen kurzen schnellen Blick in die widerwillig ihr überlassene Handfläche; dann zog sie die Augenbrauen in die Höhe, verbeugte sich ehrfurchtsvoll und sprach mit schmeichelndem Ton, während ihr spitzer Finger die Linien in der Hand nachzeichnete: „Ei, schöner Herr, — großer Herr, große Frau, schöne Frau, reiche Frau!

1) ich habe. 2) Krankheiten. 3) drüben. 4) Spinnen.

Schloßfrau! Werdet kriegen Gräfin! Werdet kriegen viele, viele Kinder, schöne Kinder! Glücklicher Herr!“

Jörgles Miene hatte sich während dieser Worte verwandelt; immer gnädiger, immer herablassender war sie geworden, und während die Hörer ringsum verwundert Mund und Augen aufsperrten, oder sich heimlich schlau zuwinkten und spottend anstießen, griff er nach seinem Glase, that einen mächtigen Zug, setzte es bedachtsam nieder und sagte: „Ka' scho sei.“ Dann fiel sein Auge auf seinen Bruder, und sein befriedigtes Lächeln schien zu fragen: Hast du es gehört? Das Weib folgte seinem Blick mit dem ihren, blieb aber noch stehen, um den Lohn ihrer glänzenden Verheißung zu empfangen. Als aber Jörg die Hand nicht wieder aus der Tasche brachte, sondern die Zigeunerin von seiner neuen Höhe herab garnicht weiter zu bemerken schien, lächelte diese dem erwartungsvoll herüberschauenden Zwilling Bruder versprechend zu und war in wenigen Schritten an seiner Seite. Hans klimperte unruhig mit einem Geldstück in der Tasche. Kaum hatte sie in seine Hand geblickt, so zog sie die Augenbrauen noch höher, verneigte sich zweimal und sagte: „Ei großer Herr, — guter Herr, — feiner Herr, — werdet kriegen große schöne Frau, werdet kriegen Gräfin — schöner als Bruder! — (mit einem feindseligen Blick nach rück-

wärts). Werdet kriegen schöne Kinder, reiche Kinder, werdet fein viel glücklich!“

Hans blickte hell und strahlend wie der Vollmond; huldvoll zog er das Geldstück hervor und reichte es der Glücksprophetin, die mit dem richtigen Augurengesicht das Wirthshaus verließ.

Jörg verzog den Mund und schüttelte den Kopf: „s'isch neg,“ sagte er. — „Mit diar!“ warf Hans mit lauter Stimme herüber.

„Mit diar isch neg!“ wiederholte Jörg erstaunlich ruhig, „bei diar war's nur so g'schwäzet.“

Der Jüngere sah einen Augenblick verduzt drein, dann aber wurde er roth; der „Neue“ hatte auch schon seine Schuldigkeit gethan: „Was mer zug'sproche ischt, böß neam¹⁾ i, do hot neamend²⁾ neg drei z'schwäze!“ rief er, auf den Tisch schlagend.

„Reacht³⁾ so, Hannes, laß Der neg g'falle, laß Der Dei rechtmäßiges Weib et a'denge!“⁴⁾ hekten seine Anhänger unter beifälligem Gelächter. Jörg sah sich blinzeln im Kreis der Seinen um, stützte sein glattes rundes Kinn auf beide Hände, schaute den Bruder herausfordernd an und lachte dann, daß der Tisch wackelte: „So Diner! so 'e Lausubub!“

Hans griff mit gefährlicher Hast nach seinem leeren Glase wie nach einem Schleuderstein; aber der

1) nehme ich. 2) niemand. 3) recht. 4) abdingen.

Wirth, der grad hinter ihm stand, fiel ihm in den Arm: „Dös isch mei Glas, Ragenwadle! 's koscht zwanzg Kraizer. Drusse lieget Schtoi¹⁾ gnung, dös wär billiger.“

Hans versank in Nachdenken, während Jörgle laut und eifrig weiter redete an seinem Tisch, und die Spottreden sich nur schüchtern hervormagten. Dann stand der Jüngere auf, bezahlte seine Zeche und verschwand mit seinem Anhang so geräuschlos, als sei es eine Flucht. Als später auch die andere Partei das Wirthshaus verließ, warf der Schmied vorsichtige Blicke hinter die großmächtige Holzbeuge im Hof, und als er dort nichts von den Burschen erblickte, guckte er hinter den Hagebuchenzaun. Der Hans hatte so sonderbar friedfertig die Wirthsstube verlassen, — in solchem Fall gab's einen Hinterhalt zu befürchten.

Aber die Straße war leer; der Vollmond schien breit über die entlaubten Weinberge, und ihnen entgegen, vom Saum der Alb herunter, blies ein kühler Nachtwind um die nebligen Köpfe. Am Waldrand schimmerte Licht aus dem Zigeunerlager.

„Gelt Du,“ sagte der Schmied und stupfte den Jörg vertraulich zwischen die Rippen, „Du werschst's²⁾ et glaube, was dös Lompeweib der g'sagt hot? gelt Du hoscht di nur so g'schtellt?“

¹⁾ Steine. ²⁾ wirft es.

Jörg sah mit zusammengezogenen Brauen hochmüthig auf ihn nieder. „Werscht scho sehe,“ sagte er bedeutsam und ließ seine Hand schwer auf die Schulter des neben ihm gehenden, viel kleineren Mannes fallen.

„Du ond a Gräfe!¹⁾ Dös wär wia'n a Sau ond kräbse!“²⁾ lachte der Schmied. „Nu was isch?“ erwiderte Jörg mit dem Ragenwadelschen Lieblingsspruch und richtete sich stramm auf. Der Schmied zog die Ellbogen ein und wick etwas bei Seite. Ueber sein ausgedörrtes, lederbraunes Gesicht zuckte es in zahllosen Falten, er spitzte den Mund zu einem unhörbaren Pfeifen; dann schloß er sich einer andern Gruppe an, mit der er leise schwatzte und lachte. Wäre Jörg in anderer Laune gewesen, er hätte wohl über dies Lachen Rechenschaft verlangt; aber er schien gar nicht zu bemerken, was hinter ihm geschah, sondern stapfte mit langen Schritten so eilig voraus, daß er bald ganz allein ging. Als sie nach mehrstündigem Marsch ihr Heimathdorf erreichten, war er nicht mehr zu sehen; er hatte auch Keinem eine „Gute Nacht“ geboten.

Der Vollmond hätte wohl Auskunft über ihn zu geben vermocht. Der sah, wie der Jörg, ohne anzuhalten, übers Dorf hinaus weiter schritt durch Wiesen und Wald, nicht schlendernd, sondern wie Einer, der

1) Gräfin. 2) Klettern.

ein festes Ziel im Auge hat. Eine Wegstunde, und er hatte das stille Donzdorf erreicht, das hell aus seinem dunklen Walddrahten hervorlugte. Am Ende des Orts, vor einem schön geschmiedeten Eisengitter, das einen großen, herrschaftlichen Garten zu umschließen schien, stand er still und blickte gespannt zwischen den schattenden Zweigen nach dem Schlosse aus, dessen Wände hier und da ein Mondstrahl überstreifte.

Auf einmal hörte er Schritte im Garten. Er ging vorwärts, der Einfahrt zu; die Schritte jenseits des Gitters schienen sich nach derselben Richtung zu bewegen. Nun kam Jörg an das Thor mit den Wappenbildern. Es war geschlossen, aber innen, ihm gegenüber stand ein Mann, der wohl, wie er, gemeint hatte, das Thor noch offen zu finden. Beide prallten zurück, als sie sich erkannten.

„I hau mers halber denkt!“ schrie Jörg im Widerspruch zu seiner unwillkürlichen Ueberraschungsgebärde, „so Diner, wie der, glaubt alles, was ihm Diner uffschwätze dhut.“

„Bischt bloß komme, um mer döz z’sage?“ fragte Hans in nicht weniger bewußtem Ton. „Döz hättescht kenne bleibe lau¹⁾. De Gräfe von Rechberg wurd g’heirath, ob Du’s witt²⁾ oder et!“

„Sei doch g’scheit, Hannes,“ sagte Jörg mit un-

1) lassen. 2) willst oder nicht.

gewohnter Sanftmuth, „so en Dickkopf würd se doch et wälle.“

„Ha, morum et¹⁾? Dia dicke Kopf hent mer²⁾ von unserem Wadder, alle zwoi.“ Hans rüttelte an dem Gitter, ohne es jedoch öffnen zu können. Vom Schloß her tönte Hundegebell.

„Dös wär jekt a dumme G'schicht,“ meinte Hans, sich mißtrauisch umsehend.

Förg grinste: „Zu was bischt au da drenne?³⁾ 's g'schieht der reacht.“

Hans zog sich am mannesshohen Gitter empor, denn durch die Sträucher brach es mit raschelnden Füßen und schnupperndem Athem.

„Gieb acht, er packt Di!“ lachte der Bruder aus vollem Halse.

Der Hund kam heran, grollend, aber bedächtig, wie sich die großen Neufundländer zu bewegen pflegen. Erst in der Nähe der Beiden brach er in ein tiefes Warnungsgebell aus. Hans war bis an die starrenden Spitzen des Gitters heraufgeklommen, nun that der Hund einen Satz und erfaßte ihn an der Ferse. Mit einem Fluch schwang er sich übers Gitter und wirbelte herunter, dem Förg zu Füßen, der sich vor Lachen die Seiten hielt. Drinnen tobte jekt der Hund und sprang gegen das Thor, daß es schmet-

1) warum nicht. 2) haben wir. 3) drinnen.

terte. In seinen Haß mischten sich noch andere Stimmen: ein klingender Bariton und ein schriller, spitzer Diskant; die ganze gräßliche Hundeschaft bellte, knurrte, heulte und winselte hinter dem Entkommenen drein.

Hans rieb sich die Hüften, prüfte den Riß in der Kniehose und kroch nach seiner Pfeife umher. Als er sie zerbrochen im Grase fand, warf er sie von sich, hart an des Bruders Kopf vorbei. Stumm trotteten sie durch den Wald zurück nach Gingen.

„Schwätz au ebbes,“ sagte Jörg, Hans mit dem Ellbogen anstoßend.

„Schwätz Du!“ war die trotzigige Antwort.

„Guck, döz hat koin Wärt¹⁾, daß ma sich do drenn d' Hose verreiße lößt.“

„Woinischt, 's häb aiher²⁾: Din, wenn ma huffe bleib? ond neiguck?“

„I komm scho nei!“

„I bin scho drenn gwe!“ Hans sah den sonst immer überlegenen Bruder selbstzufrieden an.

„I möcht no au wisse, dewel³⁾ Du witt,“ meinte Jörg lauernd.

„Dewel? de Gräfe von Rechberg will i.“

„I send zwoi do: a Graufze ond a Kloine, do werscht Du de Graufze wölle?“

1) Werth. 2) eher. 3) welche Du willst.

Hans sah ihn zweifelnd an. „A Grauß ond a Kloine?“ wiederholte er unsicher.

„De Kloine neahm i,“ sagte Jörg gewichtig.

„De Grauß wurd wüescht¹⁾ sei,“ meinte Hans mißtrauisch.

„Wenn Du de Grauß nähmscht, no kenntet mer uns vergleiche,“ sagte Jörg begütigend, „ond 's wär scho besser für Di. Guck, Hannesle, sei g'scheit, neahm de Alt, Du hoscht's ja g'seha, wi mer domols em Bach g'rauft hent ond se herkomme ischt ond dös floi Mädle wegg'risse hot!“

„Jez verstand²⁾ i!“ rief Hans aufgeregt, „de Frau Dot'³⁾ soll i neahme? Dui alt Schachtel, mo schau⁴⁾ domols foi jähriger Has mai⁵⁾ g'wea ischt! dös wär mer reacht! Do wurd nex draus, so domm ben i et. Du bischt d'r Aeldescht, für Di dhäts aiher passe! Anderischt et.“

„Wurscht⁶⁾ schau seha, was i mach! moiicht⁷⁾, i dhät bei so oim frage? i dhu⁸⁾, was i will, ond dobei bleibt's!“ versetzte Jörg drohend.

„De Song krieg i!“ schrie Hans und führte einen Stoß nach ihm.

„Du kriegscht d' Alt!“ rief Jörg, den Puff erwidern. Im Augenblick entwickelte sich eine stürmische Prügelei. Die Worte „Alt!“ „Song!“ „Grauß!“

1) häßlich. 2) verstehe ich. 3) Tante, Pathe. 4) schon. 5) mehr. 6) wirft. 7) meinst. 8) ich thue.

„Alloi!“ flogen mit den Schlägen um die Köpfe, und die erschrockenen Vögel flatterten mit Geschrei aus der Nähe der Lärmenden hinweg. Ein Landjäger auf der einsamen Nachtwanderung eilte heran, um ein Verbrechen zu verhindern, wie er glaubte; als er die Ragenwadle erkannte, ging er schmunzelnd beiseit; die machten ihre Sache schon allein aus.

Am andern Tage marschirte der Jörg abermals nach Donzdorf, und heute gradeswegs in den gräflichen Pferdestall hinein. Er hatte ein dreijähriges Füllen aufgezogen, starkknochig und kräftig, wie man sich ein Ackerpferd nur wünschen mag. Er hatte nicht die Absicht, es zu verkaufen, wußte auch nicht, ob man dort eins nöthig habe, aber einen Vorwand für ein Gespräch mit dem Stallknecht gab das brauchbare Thier doch her. Hans hatte sich derweil vom Ochsenwirth über die Familienverhältnisse des Grafengeschlechts Auskunft geholt, und als die zwei sich über den Bach herüber anguckten, zwinkerte jeder so schlau und vergnügt über seinen eigenen Scharffinn und den Vorsprung vor dem anderen, als werde er schon morgen die Braut heimführen.

Das Leben der Brüder, die bis dahin zwar gern beim Wein im Wirthshaus gessen, aber ebenso rüstig mit der Faust auf dem Acker und in der Scheuer geschafft hatten, gerieth allmählig aus dem alten Geleise. Sie schafften nun wie faule Tagelöhner, die

nur an die Muße nach der Mühe denken, diese Muße aber, durch die fortwährende Sehnsucht danach, eigentlich schon während ihrer lässigen Arbeit genießen. Das eine Ding, das große Ding, das all ihren Antheil verschlang, all ihren steifnackigen Eigensinn auf einen Punkt hindrängte, war die Verwirklichung jener prophetischen Worte. Einer der Brüder war meist auf dem Wege von oder nach Donzdorf; nicht selten wanderten sie hinter einander her, mit scheelsüchtigem Eifer, Jeder die Fortschritte des Andern überwachend. Begegneten sie sich aber, so sahen sie sich widerwillig an und wichen einander aus, wie zwei Spinnen, die sich auf der schmalen Bahn eines Webfadens treffen, welchen jeder allein gesponnen haben will.

In der engen dörflichen Gemeinschaft waren all das offene Vorgänge, und die Katzenwadle gaben sich auch keine Mühe, sie zu verbergen; wengleich der Jörg es schon liebte, hie und da geheimnißvolle Andeutungen über seine Erfolge in der Gunst der Gräfin fallen zu lassen. Diese Andeutungen wurden von den Nachbarn mit der undurchdringlichen Gelassenheit aufgenommen, welche den Bauer und den Hofmann einander ähnlich macht und immer Jenen gegenüber angewendet wird, über die man sich nicht offen lustig zu machen wagt. Denn die Katzenwadle hatten gar zu lang eine Art Gewaltherrschaft über die anderen Dörfler ausgeübt, und man ist nirgends konservativer

als im Dorf. Aber ihr Einfluß fing an zu sinken. Sie hatten zu sehr mit sich selbst und ihrem großen Vorhaben zu thun, um länger die Anführer beim Wein und Raufen darzustellen, oder die Ehemänner zu hudekn, daß sie Pantoffelhelden seien. Die guten Weiber von Gingen bemerkten ganz stille für sich, daß „der Thrig wirklich¹⁾ recht ordentlich sei“ und schrieben alles dem ehrwürdigen Herrn Pfarrer zu, der seit Kurzem bei ihnen eingezogen, und der eine so klare und deutliche Stimme hatte, daß selbst die Harthörigsten wieder der Auferbauung durch eine gute Predigt theilhaftig werden konnten.

Die Zwillingbrüder freilich schienen von solcher Sonntagsfeier wenig zu spüren. Die Gräfin von Nechberg war nicht ihres Glaubens. So wanderten sie denn oft in die katholische Kirche nach Donzdorf hinüber und blickten mit langem Halse und zerstreutem Gesicht nach dem gräßlichen Gestühl. Denn sie hatten auch dort keine anderen, als ihre weltlichen, verworrenen Gedanken, wie sie dem Fräulein bekommen wollten, dessen feines, blasses Antlitz wie ein Wachsbild über die holzgeschnitzten Köpfe der Bauern herausragte, und dessen stolzes Atlaskleid glänzte wie das Gefieder eines blanken schwarzen Schwans unter einer Schar gemeiner Krähen. Sie

¹⁾ jetzt.

erschien oft allein, nur von einem Diener begleitet, der ihr das Gebetbuch nachtrug und ehrerbietig hinter ihrem Kirchenstuhl stehen blieb, bis sie ihre Andacht verrichtet hatte.

Wenn das Anschauen der Gräfin den Brüdern jedesmal etwas den Athem benahm, so wirkte ein Wechselblick mit dem Diener wie eine Stärkung des sinkenden Herzens, denn dieser Bursch mit dem pfiffigen Gesicht, der dort so unnahbar in seiner Dienerwürde und in seiner wohlgebürsteten Livree prangte, war den Katzenwadle bekannt und lange nicht so unzugänglich, wenn man ihn allein antraf.

Förg hatte im Pferdestall seine Bekanntschaft gemacht, und Hans hatte nicht so bald die Zwei mit einander schwätzen sehen, als er gleich einen kühnen Schritt weiter ging und dem Sakaien einen Wein zahlte, als er ihm im goldenen Ochsen begegnete. Das nächste Mal griff auch Förg in die Tasche und zog, als ob es ihm sauer werde, einen Fünzigkreuzer hervor. Zugleich aber, denn Förg gab nichts umsonst, ein zusammengefaltetes und versiegeltes Schreiben, das Ergebnis schwerer Mühe und tiefen Nachdenkens, einen Heirathsantrag an die Gräfin von Rechberg.

Der Bediente nahm Beides in Empfang und begab sich damit ohne Verzug in das Kämmerchen der Jose. Die Kleine war sein Schatz, und sie ge-

rieth etwas in Bestürzung, als sie ihn erblickte, denn sein sonst so ehrbar gefaltetes Gesicht war blauroth vor unterdrücktem Lachen. Was dort weiter geschah, weiß man nicht, doch mußte die Gräfin ihrem sonst flinken und dienstfertigen Mädchen heute dreimal klingen, ehe es erschien; und als die Kleine der Gnädigen gegenüber stand, bekam sie einen erschütternden Hustenanfall, in den sich ein völlig unschickliches Nichern mischte. Es lag nicht in der Art der Herrin, nach dem Grunde der Heiterkeit bei einer Dienerin zu fragen; sie entließ sie mit einem gelinden Kopfschütteln.

Sörg aber ging mit gehobener Miene heim und stolzirte Nachmittags zwischen seinen Düngerhaufen umher, wie ein Hahn, der sich zum Krähen anschickt.

Abends ging er in den Döfen, trank ungewöhnlich viel und theilte dann seinen Getreuen mit, daß es nun Ernst werde. Er habe „Ihr“ heute alles geschrieben, und daß sie es gut bei ihm haben solle!

Und zu schaffen brauchte sie gar nichts, höchstens dürfe sie die Küche halten, während er sie an den Wagen schirre.

Auf diese Erzählung hin brach ein unmäßiger Lärm der Verwunderung und des Beifalls unter den Zuhörern los, daß es bis auf die Gasse hinausscholl und auch andere hereinlockte. Hans war unter denen,

die jetzt nachdrängten. Aus den Fragen und Bemerkungen der Anderen erfuhr er, was sein Bruder in der Weinlaune verrathen hatte. Er war völlig „verdabbert“! freilich, freilich, ein Brief! Das war das Richtige! Wie sollte „Sie“ denn auch sonst erfahren, wie gut man's mit ihr im Sinne hatte. Und nun war ihm der Jörg zuborgekommen und saß da und triumphirte mit rothglühenden Ohren und schwimmenden Augen und schlug auf den Tisch und rief: „Dnd wans a Bua wurd, no' gait's¹⁾ a graufmächtige Kindstauf, daß'r Nelle z'sämelaufer!“

„Aber wanns e Mädle wurd, no goscht dur!“²⁾ lachte der Schmied, daß ihm die Thränen in den Schelmenaugen standen, „hoscht jo alleweilt g'sait³⁾, wann im Dorf a Mädle a'komme ischt, i dhät durgau⁴⁾, wann i Du wär!“

„Dhua's⁵⁾ et, Jörg,“ bat Fockele der Zimmerer, der auch schon gut eingefahren hatte, „Du wurscht doch döz arm Weibsbild et sitze lau!“

„D was schwäzest au, so e Razenwadle hot doch foi Herz,“ höhnte das Közle aus dem Haufen an der Thür.

„Sel⁶⁾ ischt verloge! i han au a Herz!“ stürmte Jörg dagegen.

¹⁾ Gibt es. ²⁾ durch. ³⁾ gesagt. ⁴⁾ durchgehen.
⁵⁾ thu es nicht. ⁶⁾ das.

„G'hätt, g'hätt!¹⁾ Du hoschts jo nemme, Du hoschts ja verlaure!²⁾“ rief der Schmied.

„An d' Gräfe!“ fiel lachend ein Anderer ein.

Förg sah sich verduzt um. Er sollte kein Herz, keinen Muth mehr haben?

Wahr ist's, er fühlte sich nicht halb so sicher, wie sonst, wenn ihn alle diese so anlachten. Er verstummte. Ihm kam so ein Gefühl, als sei heut er gehänfelt worden. Er stand auf und machte sich Platz durch den Schwarm. Den Schmied, der sich ihm mit einem „schöne Grueß an sei Schätzle“ in den Weg schob, warf er gegen die Küchenthür, daß sie krachte. Aber sein Ansehen war erschüttert, man lachte noch hinter ihm drein.

Nicht lange stand es an, da hatte auch Hans einen Brief an die „Zukünftige“ fertig. Der Schulmeister, sein Nachbar, trat bei ihm ein, grad wie er am Schreiben war, und warf einen Gewohnheitsblick auf die großen steifen Buchstaben, die ihm noch von der Schule her recht bekannt waren. Hans schob sein Kunstwerk schmunzelnd dem Alten hin. „So so, Ihr schreibt gar an die Gräfin?“ fragte der Lehrer. „Se wurd jo bald g'heiret, so Sache mueß mer doch schriftlich a'mache,“ erwiderte Hans, sich gewaltig dehnend. Der Schulmeister las mit steigender Verwunderung:

¹⁾ gehabt. ²⁾ verloren.

„Ein schöne Gruß vom Hannes Katzenwadel an de jung Gräfe von Rechberg, wo dozumol ame Bächle naguckt hat. Und weils bestimmt ischt ond das Zigeunerweib us der Hand prophezeit hat, daß i de jung Gräfe heirathe soll, so soll Sie's gut han, und i tränk wirklich¹⁾ nämme vill, Se werde z'friede sei. Z'schaffe braucht Se nie neg, nu de Rüh melke, ich weiß au was sich für so e Frau schickt, wo neg g'lernt hat, fileicht Aepfel- ond Birnschnitz dörre. Aber selber uf de Wochemarkt z'bringe braucht se's net. 's Klobse Ludwig sei Annebäbel dhuts allemol mitnemme, 's wär mer scho recht, wannse de Krautgarde²⁾ in Obacht nehme dhät, auch Käs mache, mer habe alleweil en gute Käs g'hätt so lang mei Mutter selig g'lebt hat. I ben schau zwoimal uf de B'scht³⁾ g'we in Donzdorf ond Sui⁴⁾ ond de Rüh hent mer rächt gut g'falle, aber wann mer g'heiret send will I's b'sorge, der Michel der Farrefnecht⁵⁾ g'fällt mer et sel ischd a grobs lueder. Setzt seiet Ihr g'scheid und nemet Ihr de Jörg Katzenwadel net dös ischd der älter der soll de Frau Dod⁶⁾ nemme i bitt um an baldige b'schoid ond empfiel mi ghorfsamschd.

Hannes Katzenwadel

Meierbauer zu Gingen an der Tils.“

1) jekt. 2) Kohlfeld. 3) Brautschau. 4) Sie.
5) Ochsenfnecht. 6) Tante.

Der Schulmeister behielt seine Meinung für sich, brachte aber den Inhalt des Briefes unter die Leute. Derselbe ehrbare Sakai, welcher schon dem Jörg geholfen, übernahm gegen ein hohes Trinkgeld die Beforgung des Schreibens und amüfirte sich mit dem Zöfchen über das wetteifernde Brüderpaar.

Als keine Antwort erfolgte, begab sich Jörg wiederum nach Donzdorf, um seinen Boten auszufragen. Er traf ihn nicht an, wanderte aber wie von ungefähr an den Zimmern der Gräfin vorbei und sah die Ahnungslose durch ein großes Balkonfenster auf dem Sopha sitzen, ein Buch in der Hand. Nachdenklich kehrte er heim und war den nächsten Tag vom Hause abwesend, nach Eßlingen gefahren, einige sagten sogar nach Stuttgart. Der jüngere Bruder ging in großer Unruhe umher; sein Brief blieb ohne Antwort, und er konnte nicht errathen, was der Jörg Neues im Schilde führe.

Als die Schmiedsfrau am Abend desselben Tages vom Futterschneiden heimkam, begegnete ihr Jörg auf seinem Ochsenwagen. Eine große Anstalt, mit Papier und Stricken umbunden, wackelte sachte auf dem Wagen auf und ab. Die Frau lief neugierig näher. Ein Windstoß riß eben einen Papiersezen herunter, der nur locker gehangen. Am andern Morgen wußte es das ganze Dorf: der Jörg hatte ein Sopha angeschafft, schön dauerhaft mit glattem

Kopfhaar überzogen; die Gräfin sollte es sehr bequem bei ihm finden.

„Dösch¹⁾ emol e reachter Broz!“ sagten die Nachbarn.

Hans war mit tiefverstörtem Gemüthe nach Donzdorf gelaufen, um zu erfragen, ob denn sein Brief nicht besorgt worden sei. Johann zuckte die Achseln, er habe seine Schuldigkeit gethan.

Während dieses Gesprächs tönte aus den Zimmern der Gräfin eine feierliche Marschweise; Hans brach plötzlich ab und eilte davon: in seinen Kopf war es wie ein erleuchtender Blitz gefahren. Er war am nächsten Tag in Stuttgart, und nach zwei weiteren Tagen machte sich ganz Gingen auf die Beine nach dem Bahnhof. Dort wurde nämlich ein mächtig großer Kasten abgeladen, der auf vier dünnen Beinen stand, und als der Deckel halb zurückgeklappt wurde, zeigte das Ding schwarze und weiße Streifen, die sich hinabdrücken ließen, aber alsbald wieder aufsprangen; und jedesmal gab das Drücken einen Ton, „als wenn mer an e Glas oder e Häfele²⁾ stoßt“, erzählte die aufgeregte Dorfjugend. Das erste Klavier war in Gingen erschienen, und Nachmittags versuchte sich der Schulmeister und Kantor daran, ihm einen Choral zu entlocken. Klang es auch etwas matt und

1) Das ist. 2) Hafen, Topf.

verstimmt, denn es war müde vom vielen Gebrauch wie ein abgetriebener Droschkengaul, so horchte doch die Zuhörerschaft andächtig genug, und sein neuer Besitzer strahlte, als sei die Braut schon im Haus. Drüben aber, jenseit des Baches, ballte Jemand die Fäuste und machte sich wüthend daran, ein altes Mostfaß mit neuen Reifen zu beschlagen, um klapp, klapp, klapp, die Musik zu übertäuben; und sein großer schwarzer Spitzer heulte dazu himmelan, als rufe er die ewige Gerechtigkeit zum Zeugen der ihnen Beiden widerfahrenen Unbill.

Eine Zeitlang fühlte sich Hans als Sieger, und Jörg schlich fast wortlos an den Bäumen umher, so geduckt war er. Er konnte es zuletzt nicht mehr ertragen, er mußte zu dem Sakaien, dem Vertrauten, um sich Gewißheit zu holen, ob sein Bruder ihm denn wirklich den Rang abgelaufen habe. Danach aber ward seine sorgenvolle Miene wieder verwandelt; der ehrbare Johann hatte ihm der Wahrheit gemäß betheuert, daß der kostbare Musikkasten auf die gnädige Gräfin keinen besondern Eindruck gemacht habe, so wenig wie die gepolsterte Ruhebank, welche er für sein schweres Geld ins Haus geschafft hatte.

Nun trat eine längere Unterbrechung in ihrem Liebeswerben ein, denn die Gräfin verreiste und nahm ihren Diener mit und die Jose gleichfalls. Mehr denn je hatten sich die Katzenwadle in der

Geduld zu üben. Sie waren zu einem stummen simulirenden Wesen gekommen, nagten in störrischer Verbissenheit an der harten Nuß, die sie nicht knacken konnten, und vernachlässigten darüber ihre Necker und ihr Vieh, daß ihre Umstände das Gespräch des Dorfes wurden. Sie mußten zuletzt anfangen zu verkaufen, und als der fressende Schaden erst einmal darin war, ging es schnell mit der innern Zerrüttung.

Die Gräfin kehrte zurück, aber ohne den Diener. Es war eine schlimme Stunde, als die betrogenen Zwillingbrüder erfuhren, daß der ehrbare Johann sich allerlei Unrechtfertigkeiten hatte zu Schulden kommen lassen und dieserhalb von der Gräfin entlassen worden war. Wie stand es nun mit den Briefen, mit den Botschaften? Jörg suchte unruhig die Jose auf, die er manchmal in Gesellschaft des Weggejagten gesehen hatte und die sich nun zu dem neuen Diener hielt. Mit furchtsamem Geficher über Jörgs drohende Mienen gab sie lauter ausweichenden Bescheid, bis sie sich zuletzt in der Angst vor seinem zornigen lauten Reden, das jeden Augenblick das Ohr der Gräfin erreichen konnte, zur ferneren Vermittlerin anbot. Jörg hatte all seine frühere Vorsicht, seine mißtrauische Klugheit verloren. Er war froh, nur wieder eine Handhabe zu finden, an der er das Ding ergreifen konnte. Es überkam ihn

wieder der prahlerische Dufel und einige Tage später zeigte er im Wirthshaus den augenaufreißenden Stammgästen eine große goldene Brosche in Form eines nagelbeschlagenen Hufeisens, wie es dem bäuerlichen Geschmack ein Prachtstück dünkt, und das er „seiner Gräfin“ schenken wollte.

„Du bist doch a saumäßig G'scheiter,“ sagte der Schmied in bewunderndem Ton, „Du werffst mit eme Hufeise nach eme Grafeschloß! Werst au woll deine Gäul mit Gold b'schlage lan, wann Du airst¹⁾ der Herr bist in Donzdorf.“

Förg sah ihn durchdringend an, aber der Schmied verzog keine Miene, nur hinter ihm hüftelte man. Schnell wandte Förg den Kopf, da war wieder alles still. Er knurrte etwas von: „Reidhämmel alle mitenand,“ und ging hinaus.

Die Hofe empfing das gewichtige Schmuckstück, bald darauf aber ein zweites von Hans, der mit einer guten Spürnase begabt, wenn auch arm an eigener Empfindung, eine goldene Kette mit einem Anhänger herbeibrachte, um wie gewöhnlich seinen Bruder zu übertrumpfen. Es kam weder Dank noch Antwort. Wieder wurden Briefe geschrieben. — Förg ging in seinem Aerger so weit, sein goldenes Hufeisen zurückzuverlangen, oder aber endlich ein

¹⁾ erst.

Eheversprechen zu bekommen, er war es satt, sich länger naszuführen zu lassen, er mußte einmal ordentlich mit ihr reden. Fast athemlos kam er in dem gräßlichen Garten an, und prallte an einer scharfen Biegung fast zusammen mit — der Gräfin, die in einem Buche lesend schier unhörbar dahergewandelt war. Alles Blut schoß ihm zu Kopfe, er vergaß sogar, die Mütze zu ziehen; so stand er in dem schmalen Wege, wie ein verkörpertes Ausrufungszeichen. Die Dame streifte ihn mit einem flüchtigen Blick; dann nahm sie ihr Kleid zusammen und wollte vorbeigehen. Das war der rechte Augenblick. Jörg drückte die Brust heraus, riß die Mütze vom Kopf und sagte mit einer Stimme, die wie das zusammengepreßte Gurgeln aus einer vollen Flasche klang: „S bitt' g'horsamscht, hent Se de Songfer Rosine et g'seha?“ Die Gräfin sah ihn einen Augenblick wie verwundert über die plötzliche Anrede an, dann zog ein leises Lächeln über ihr bleiches Gesicht, wie sie ihn so stehen sah, und sie sagte mit freundlich belehrendem Ton: „Die Rosine ist nicht mehr in meinem Dienst; wenn Er etwa mit ihr sollte zu schaffen gehabt haben, so ist mir's leid: die Person war unredlich.“ Vorüber war sie, und Jörg wußte nicht, ob ihm süß oder sauer geschehen. Sollte er ihr nicht nachlaufen und rufen: ich bin nämlich der Jörg Katzenwadle? Aber über dem Besinnen war doch Zeit

vergangen, er sah sie nicht mehr. Dafür tauchte in Sehweite der Hans auf. Er stapfte wüthend an ihm vorbei, indem er ihm die Worte zuschleuderte: „De Rosine ischt durchgange und hot alles mitg'nomme!“ Verständnißlos, mit offenem Munde, glogzte Hans hinter ihm drein. Dem stand heute so wie so der Kopf unrecht auf den Schultern. Er hatte sein Haus zum Verkauf anmelden müssen, so verschuldet war er. Eine Weile blieb er noch zur Miethen darin wohnen, dann aber zog er, zur großen Verwunderung der Gingenen, wieder über den Bach und bei seinem Bruder ein, der ihm weniger feindlich war, seit er ihn nicht mehr als vollwichtigen Nebenbuhler anerkannte.

So wohnten die Zwei nun wieder im Elternhaus mit den reichen Kammerzen¹⁾ und dem getäfelten Wohnzimmer, und wenn sie sich auch noch immer auswichen, so gab es doch weder wüsten Hader noch überhaupt irgend ein lautes Wort zwischen ihnen; sie waren über ihren Plänen und Enttäuschungen ein Paar ungefährlicher Simpel geworden. Jörg wurde wieder sparsam, aber nur, um jede größere Summe in irgend einem Schmuckstück anzulegen, Geschenke, von denen die fromme, ernsthaftige Dame von Rechberg so wenig etwas er-

¹⁾ Weinspalier.

fuhr, wie von allen früheren. Nach dem Betrug des Dieners und der Zofe wagte Jörg nicht, seine Schätze andern Händen anzuvertrauen, als denen, für die sie bestimmt waren, und so häufte er sie „vorläufig“ in dem alten Tabakskasten seines Vaters auf, den er in einem sichern Versteck hielt. Wie eine Kugel, die einmal ins Rollen gekommen, so liefen seine Gedanken unaufhaltsam immer den gleichen Weg. Die des Bruders freilich auch, wie er eines Abends einsehen sollte.

Der schwüle Hochsommertag lag noch in den niedern Stuben, draußen ging schon der leichte Abendwind. Die Brüder waren beide in der Ernte gewesen, doch war der Hans bald er heimgegangen, denn sein Mostkrug war leer. Wie nun Jörg in den Dehrn tritt, hört er ein Klappern und Klopfen in der Stube, und wie er hineinfährt, will er fast zusammenbrechen, denn dort an der Fensterwand über der Holzbank ist eine Lücke in der Täfelung offen, und drunter auf der Bank sitzt sein Bruder, hält den Tabakskasten auf den Knien und wühlt unter den Ketten und Spangen herum. Mit einem Knurren laut ist Jörg neben ihm und schlägt ihn auf den Kopf, aber der Hans hat immer einen dicken Schädel gehabt; er läßt den Kasten nicht fahren, sondern sucht ihn umzuschütten und den Inhalt in seine Hosentaschen zu zwängen. Ein Faustschlag faßt auf

die dicken Finger, daß sie die Beute fallen lassen; die Schmucksachen rollen zu Boden, der Kasten hinterdrein, und darüber her stürzen sich die Brüder in wüthendem Ringen, unachtend, daß ihre schweren Sohlen schon das Gold zerstampfen. Aber Jörg ist der Stärkere; er hat den andern auf dem Boden, sein Knie auf seiner Brust, seine Finger an seiner Gurgel. „Witt¹⁾ Du jetzt Dei Fürwitz ufgebe? witt de Gräfe mir lau²⁾, Du Lompedhier?“³⁾ schreit er ihn an. „Koi!“ antwortete der andere, ächzend, athemringend, während ihm die Adern an der Schläfe zu plätzen drohen und die Augen aus den Höhlen quellen. Da holt Jörg zu einem furchtbaren Schlage aus: „no schtampf i Di en Grondserdbode⁴⁾ nei!“

Plötzlich ruft es in der Thür: „Kazenwadle hairet⁵⁾ 'r läude? wißt Ihr's noch et? De Gräfe von Rechberg isch g'storbe! hairet) wie d'Glocke ganget uf em Rechberg!“

Der alte Schmied, krummbeinig und gebrechlich, steht neben den Zweien; unter dem wirren weißen Haar zwinkern die Augen neugierig und lebhaft wie vor Jahren: „So, wa hot's denn gäbe?“ fragt er lauernd, mit einem Blick auf den Jörg, der sich langsam aufrichtet und ihn mit einem Gesicht

1) willst. 2) lassen. 3) Lump. 4) Verstärkung von Erdboden. 5) hört.

anstarrt, als käme er aus der Mühle, so weiß ist es. Auch der Hans versuchte aufzustehen, indem er sich an die Bank anflammerte, und da saßen sie nun, die beiden Ragenwadle, und schauten einander an und dann auf den Boden: „Sez ischt airscht nex,“ sagte Jörg dumpf und stieß mit dem Fuß nach dem leeren Kasten. „Aus isch,“ bestätigte der Schmied, schon wieder im Hinausgehen. „Se hot en Schlag kriegt.“

Hans sagte nichts, er befühlte seinen Hals, an dem wohl einige blaue Mäler sein mochten; dann sah er stumpfsinnig zu, wie sein Bruder Licht machte, die zertretenen Schätze zusammenlas, sie sammt dem zerbrochenen Kasten in ein Sacktuch band und das Ganze in das Versteck hinter der Täfelung schob, auch das Brett säuberlich wieder einsetzte. Draußen klangen noch immer die Glocken.

Die Ragenwadle gingen am andern Tage einher, als sei ihnen der Kopf abgeschlagen, am dritten Tage spannte Jörg seinen Ochsenwagen an, um nach Donzdorf zu fahren und sich nach dem Begräbniß „seiner Gräfin“, wie er sie immer noch nannte, zu erkundigen. Im letzten Augenblick, ohne weitere Verständigung, sprang Hans mit auf und blieb auch unangefochten sitzen. Am Bahnübergang ward grade die Schutzwehr niedergelassen. Jörg aber, in der ziellosen Ungeduld und im zähen Eigensinn öffnet den Schlagbaum, sowie der Bahnwärter den Rücken

gewandt hat, und treibt seine Thiere vorwärts. Da braust der Schnellzug heran, und die Lokomotive schleudert das Gefährt so auf die Seite, daß alles zerschellt wird. Der Hans ward todt von den Schienen aufgelesen; Jörg lebte noch einige Tage; er hatte sich durch einen Sprung retten wollen, war aber tödtlich verletzt worden.

Er bat, der Pfarrer möge zu ihm kommen, und als der ehrwürdige Mann erschien, theilte er ihm mit, daß er gewillt sei, seinen letzten Willen aufzusetzen, so zwar, daß sein Haus und Gut verkauft und zu Baargeld gemacht werden solle; von der Summe aber wolle er in die Kirche eine Glocke stiften, sich und seinem Bruder zum Gedächtniß, die solle nach der Gräfin von Rechberg „Agathe“ getauft werden. Die goldenen Schmucksachen aber in dem Versteck hinter der Wand sollten beim Gusse mit eingeschmolzen werden. Darauf runzelte der Pfarrer die Stirn und sagte: „Ihr habt sammt Euerem Bruder Gut, Glauben und Verstand über dieser hoffärtigen Narretei verloren und ein unnütz, thöricht, böß Leben geführt. Es ist somit genug des schlimmen Beispiels. Sorget, daß Ihr in Euerer Todesstunde Euch zu dem wendet, der nicht zu Schanden werden läßt, und laßt uns die neue Glocke, die wir übrigens für unser Gotteshaus dankbar annehmen, „die himmlische Barmherzigkeit“ taufen, welche Ihr gewiß

hoch nöthig habt.“ Seufzend fügte sich der Testator; gab auch zu, daß das Klavier nicht mitverkauft werde, sondern in die Schule wandre zur Begleitung des Gesangunterrichts. Mit dem Nachlaß aber wurde wirklich verfahren, wie er gewollt, und wenn die volle helle Metallstimme durch das grüne Bergthal tönt, dann heißt es: „Se ware doch net so gar arg, de Ragenwadle, — se haben uns die gut Glocke gestiftet, — horch wie sie klingt! wie vom Himmelreich! Ja, ja, das ist die himmlische Barmherzigkeit.“

Und wie die Zeit vor-, die Vergangenheit in den Hintergrund rückt, hat sich gar schon eine Art Sagenkreis um die feindlichen Brüder gebildet. Die weicheren Gemüther wollen sich's nicht nehmen lassen, daß sie versöhnt gestorben seien und nun vereint die Stätten ihrer Wünsche und Enttäuschungen besuchen. Hand in Hand, wie man sie bei Lebzeiten nie gesehen, schleichen sie durch den Schloßpark zu Donzdorf, an den Fenstern vorüber, hinter denen die Gräfin zu sitzen pflegte, oder stehen plötzlich am Ende einer langen Allee und äffen die Gärtner, die noch spät draußen zu schaffen haben. Am häufigsten aber erblickt man die Schatten am Grabe der Gräfin Agathe. Dort stehen sie mit gesenkten Köpfen und flechten an einem großen Kranz. Jörg bindet, Hans rückt die Zweige zurecht. Sobald aber eine Glocke

flingt, raufen sie Alles wieder auseinander, seufzen, reichen sich die Hände und schütteln die Köpfe. Wahrscheinlich über die ihnen selbst unerklärliche Verwandlung, die seit ihrem Tode mit ihnen vorgegangen.

Von der rauhen Alb.



Der Winterwind fegt über die kahle schnee-
starrende Hochfläche zwischen Donau und Neckar.
Kein Wald ist da, der den Sturm aufhalten könnte
— wollte man ihn anpflanzen, er würde doch den
Boden nicht behaupten können; er würde zerknickt,
zerrupft, zerdrückt und in alle Weiten verblasen.
Nackt und schutzlos stehen die großen Dörfer mit nie-
deren Schindeldächern, zusammengedrängt wie ein
Trupp breiter Pilze. Tief haben sie die schneeweiße
Pelzkappe übers Ohr gezogen, kein blankes Auge
blickt heraus, denn die Fenster, aus denen zur Som-
merzeit die hochrothen Bergnelken herabnickten, heute
sind sie nach außen unter einer Reifschicht, nach innen
unter dicken Eisblumen vergraben.

Seit Mittag schneit es wieder, aber der Schnee
wird vom Winde in großen nassen Klumpen daher-
geschleudert und friert sogleich zu einer Eiskruste.
Der Boden ist wie ein zerbrochener Spiegel, bald
glatt zum Gleiten, bald höckerig; freilich, man fühlt's
nur, man sieht nicht zwei Schritte weit in der furcht-
baren, undurchdringlichen, tödtlich kalten Winternacht.

Das Bäsle Emilie aus Bietigheim, das einmal hat sehen wollen, wie solch ein Winter auf der Alb ausschaut, und drum die Verwandten in Laichingen besucht hat — heuer kann sie's genießen, wie's der Winter meint hier oben, näher, als ihr vielleicht lieb ist. In ihren modernen Stadtkleidern friert sie's den ganzen Tag, und sie darf's noch nicht einmal merken lassen; die Beth in ihren festen Bauernröcken schilt so schon genug auf die „Preisböckle und Zwetschgemändln, wo's in der Stadt hab“ und auf die schlechten Manieren „von dene Stadtleut“. „A'starrt hent se mi, daß i schier wild worde ben, aber no net amol Diner hot mir e „Grüß Gott“ gebe! Dinen, der au so thon hot, han i g'frogt: No, g'fall i Dir oder net? Na hat er grad 'naus lacht. Und die nennet se „gebildete Menschen“ und u's nennet se: grobe Baure!“ Wenn die Beth so sprach, da war's schwer, eine Entgegnung zu finden, zum wenigsten für Emilie; wären nur meine Brüder, die Vicare hier, dachte sie, oder noch lieber mein Bräutigam, der iff gar Repetent, da würd' sie schon sehen, was man unter einem rechten Mann aus der Stadt versteht. Aber sie getraute sich nicht, ihrer Base das zu sagen, die hätt', Gott bewahr, sogar über einen Repetenten lachen können! Emilie begnügte sich damit, ihr zu betheuern, daß sie jedenfalls klug genug sei, um schon morgen eine Stadtfrau zu werden, und

das hörte Beth nicht ungerne, obwohl sie dazu geringschätzig den Kopf schüttelte. Mit ihrer großen breitschulterigen Gestalt, der flachen Brust, den starken Händen und dem schweren Tritt, der Alles zittern machte, was nicht fest stand oder hing, war Beth allerdings ein gewöhnliches Bauernmädchen; wer aber einmal in ihr Gesicht geblickt, der wendete den Kopf wohl noch einmal nach ihr, so viel Ernst, Tüchtigkeit und geistige Helle strahlte aus den Augen. Seit des Vaters Tode war sie der Mutter Stütze und kräftige Hülfe; Manele, die jüngere Schwester, schlug der Mutter nach, die auch klein von Gestalt und stillen weichen Gemüths war.

Es war die Neujahrsnacht, eben über zwölf Uhr. In der niederen Stube, deren eine Wand der große grüne Kachelofen einnahm, saß die Wittve noch mit der jüngeren Tochter und dem Besuch aus der Stadt zusammen.

„Gang Manele, der Df will no emol Futter han!“ sagte die Mutter, und erhob ihr von Sonne und Wind braungebeiztes Gesicht und die vom Herdfeuer gerötheten Augen — „descht e Wetter heunt! ¹⁾ 's isch eppes Gruffiges. Mer ischt werre Angst um d' Gaise, se möchte in dere Nacht verfriere.“

„Grad han i nach ene g'sehe, Mutter,“ sagte

¹⁾ heut' Nacht.

Beth, die eben hereintrat; „falt hent se net, i han e jedes Ritzle verstopft, daß Alles b'häb ischt.“

Sie setzte sich zu den Anderen auf die Ofenbank; die Emilie rief grade mit lebhaftem Kopfschütteln gegen Manele: „Descht e grauenhafte G'schicht und erscht net emol wahr. Des verträgt sich net mit der geoffe'barte Religion! Meine Brüder dürfte dees scho' garnet emal höre. Aberglaube, der führt zum U'glaube — mer ka' sein Seelenheil net sorgsam g'nueg b'hüete!“

Beth unterbrach lächelnd die mit Salbung vorgetragenen Worte.

„Aber Du hörst dia G'schichte alleweil net u'gern, scheint's! — s' ischt nemme viel vo' G'schpenschterg'schichte g'redt worde, bis Du doher komme bist!“

Das Bäsle erröthete bis an die hohe eckige Stirn: Beth hatte sie wieder einmal gefangen.

In diesem Augenblick murmelte Manele, die seit her mit starren Augen dagefessen und in die kleine Petroleumflamme der Lampe geguckt hatte: „Und 's ischt eppe au net wohr, daß es am Waldhäusle geischte thut?“

„Was ischt mit em Waldhäusle,“ fragte Emilie, eifrig zurückend.

„E herzig netts Häusle ischt's,“ unterbrach Beth, „schad dafür, daß der Schnee so gar hoch liegt, mer

fa' nemme nuf bei der Jahreszeit. 's ischt e Häusle von lebende junge Fichtebäumle, die im e Quadrat pflanzt send und e Dächle vo' G'zweig drobe her. 's ischt net z'floi, e Bank und e Tisch hot's au drenne."

„'s wär scho nett — aber 's gah't Roiner gern da nei'," meinte die Mutter.

„S will's verzähle!" rief Manele aufgeregt. „E Mädle hot e Kind kriegt, ledig, na hot se 's nemme welle, na hot se 's umbracht, na hot se 's in dem Waldhüttle vergrabe!"

„Na — na — na," rief Beth lachend, „Du bischt e wüeschte Erzählerin. Aber so verhalte thut se 's scho, und das Mädle — 's ischt hier fremd gwe und mer woiß ehr Nam' net — ischt geflüchtet. No hot mer d' Rindsleisch g'funde. Net im Bode ischt se g'lege, nur im Eck, mit em grüne Zweigle zug'deckt. No hent d' Bögele und Agmeise 's a'gange und hent em d' Neugele uspicht. Bei Beuron dronte ischt mer em Mädle uf d' Spur komme — no, wia 's net aus no ei' g'wußt hot, no ischt se in d' Donau 'nei'."

„Ja," fuhr die Mutter fort — „em weltliche G'richt ischt s' entgange, aber a' koin guete Ort ischt se net komme!"

„Und geischte mueß se en ganze Tag, drobe im Waldhäusle," schrie Manele, „se grabt und grabt im Eck, wo 's Kind g'funde ischt, daß se em sein Gräble jetzt mache will, wo 's z'spät ischt."

„Manche sage au, se trag de Kopf in der Hand,“ sagte die Mutter, „weil ihr vo' rechtswege ‚Kopf ab‘ g'hört hää, 's sei aber net derzue komme.“

„Hu!“ machte Emilie und sah sich ängstlich um — es gab da neben dem großen Ofen auch so eine dunkle Ecke, wo's nicht ganz geheuer schien! „Über gelt,“ fügte sie sich ermannend hinzu, „mer gehe emol in des verfluchte Häusle?“

„Mer sollt e stilles Gebet verrichte für d' arme Seel, wemmer in d' Näh kommt,“ sagte die Mutter, und faltete schon die Hände.

„Ha,“ rief Beth „für so e Mutschter? Dia laßt mer ruhig in der Höll!“

Die alte Bäuerin schüttelte ernsthaft den Kopf: „Mer bette alle Täg, führe uns nicht in Versuchung.“

„I weiß au eppes vom Geistweisgehn,“ unterbrach sie Emilie, „mei Bruder hat au g'sagt, dia G'schicht wär net u'möglich. In unsrer Familie do ischt en Ehepaar, des hat keine Kinder net g'habt; d' Frau hat aber do' gern ei's welle, so hent se ei's a'g'nomme für eige, e klei's Mädle mit drei Jahr. s' ischt e Waisele g'wese, recht e liebs schöns Kind, und d' Frau hat 's arg gern g'habt. E Jahr ischt vergange, da schenkt der lieb Herrgott ihr en eigenes Büble. 's ischt e große Freud' g'wese, aber bald sind dere Frau so Gedanke usg'stiege: jetzt, wemmer des g'wußt hätt, no hätt mer 's Quisle

nemme braucht. Emal bei der Nacht hat se net schlafe kenne; s' ischt dag'lege mit em Büble im Arm, des schlafst so sanft, und ime Bettle im Eck hört se 's Luisle athme. Na send wieder dia Gedanke komme: Setzt, wemmers Luisle net hätt, na kennt mei Büble in deme nette Bettle schlafe, wann er eppes größer ischt. Na, wie se 's Bettle recht a'guckt, sieht se: 's stahet wer danebe, wia e weißer Schatte; 's Herze hat ihr a'g'fange klopfen, aber se hat hinsehn müesse, wia d' G'stalt sich über des Mädle beugt hat. Nachher hat se sich usg'reckt, na sieht d' Frau in e weiß traurig A'gsicht — so recht bittweis' und bekümmert hat se herg'schaut, und de Händ' hat se g'runge. D' Frau hat 's glei g'schpürt: 's ischt em Luisle sei Mutter g'wese. Se hat ehre Ma'ufwecke welle, aber d' Stimm ischt er als vergange g'wese. Na hat se in ihrem Herze des G'lübb' vor Gott abg'legt, daß se 's Luisle nemme verlasse wolt, komme, was kommt. Im Augenblick ischt der bleiche Schatte verschwunde g'wese, aber des G'lübb' hat se treulich g'halte. Und 's Luisle hat 's er von Herze dankt. Ihr Büble ischt e gottloser Mensch worde, en Aushauser und Ehrabschneider, aber 's Luisle hat g'schafft und g'sorgt und hat ihre Pflageeltern vorm Bettelstab b'wahrt.“

„Descht emol e nette G'schicht!“ sagte Manele tiefaufathmend, „und Du kennst 's Luisle, scheint's?“

„Freilich!“ rief Emilie triumphirend, „’s Luisle ischt d’ Muetter vo’ meine Karle; gelt, krieg i e guete Schwiegermuetter?“

„Seß, so e vernünftiger Goischt, descht eppes Seltenes,“ sagte Beth spottend; „de meischte hent ere Freud dra’ z’bugire und z’ploge. Do ischt au emol e G’schicht vorkomme, dia geit z’denke.“

„Kinder, ’s ischt spät,“ mahnte die Mutter, „i denk, mer genget schlofe.“

„Wenn Beth ihre G’schicht verzählt hat,“ bat Emilie mit neugierig vorgestrecktem Hals.

„Hu, schlafe! Wann i jetzt allein schlafe müeßt, i thät mi fürchte,“ sagte die Kleine und klammerte sich an das Bäsle fest. „Kenn i dia G’schicht, Beth?“

„Ha, Du! Du bischt daz’mal noch hinter eme Sack voll Holzäpfel g’stande und hascht Erbse beuget und mit Eiszapfe zunde,“ neckte Beth.

„D weger! d’ Raß pußt sich äls no, und rechts vom Dfe, da kommt no e Gascht,“ rief Manele mit mißtrauischem Gesicht.

„Rechts vom Dfe — des ischt e Mannsbild! ’s wird do nit Dei Repetent sei’, der vo’ Bietigheim daherkommt, um Dir z’ Neujahr z’ gratulire?“ lachte Beth. „Wisse mueßt, ’s ischt nemme g’heuer drobe uf der Wegscheid, wo des Kreuz stahet mit dene blutige Fingermale! In der Neujahrnacht — —“

„Red net meh von dene Sach!“ rief Manele

ängstlich, „d' Emilie sieht scho' aus wie der Tod an der Wand.“

„'s ischt mer e rechte Wohlthat z' denke, daß mei Karle warm und weich z' Haus sitzt,“ sagte Emilie salbungsvoll, „wanns nur e bisle schneit, na hat er äls glei en Katarrhle!“

„Also e Bauer ischt von Urach nach Münsfinge gange,“ begann Beth zu erzählen, „vom Markt ischt er hoim, hot zwei Kälber verhandelt und 's Geld dafür im Sack. Der Handel ischt guet gwe, na hot er sich im Wirthshaus überfesse, daß es Nacht worde ischt, und er hot de Heimweg ganz alleinig a'trette müesse. 's ischt e wüeschte Nacht gwe, foi Sternle am Himmel, ganz kohlspechrabeschwarz, e Nacht wie heunt.“ Die Zuhörer wandten unwillkürlich den Blick nach den dunklen Fenstern, hinter denen die Nacht stand und horchten dann weiter. „Wia er in d' Seeburger Schlucht kommt, wo de Berg z' beide Seite en Hohlweg eng ei'schließe, hat er kaum no' den Weg g'funde, und er hat se dicht an de Felse na drückt, daß er net in d' Erms fällt, wo unter ere Eisdecken ganz u'heimlich hirschelt¹⁾ hot, wie e Mensch uf em Schrage²⁾. Und denkt hot er halt: wär i dahoim mit mei volle Geldkagen. Raum hat er's denkt, no hört er's Todtekäuzle schreie und

¹⁾ geröchelt.

²⁾ Todtenbett.

ime gleiche Augenblick schießt er im G'büsch dicht vor seine Füß en G'wehrlauf blize. Halt, denkt er, do ischt Diner, der weiß, daß i mit Geld daher komm! Und er ischt ganz verdaddert gwe und stehe bliche: Lauf i z'ruck, no schiaßt er mi sei Mordskugel in Rücker, lauf i vorwärts, no kriag' i d' volle Ladung in d' Bruscht 'nei'. Der Angstschweiß ischt em usbroche, sei Hoar ischt em z' Berg gange und hot em de Hut usg'hebt. Er macht sei Geldfaken los und schreit:

„Du! Du do ime Grabe! Willscht mi schiaße? Willscht mi ombrenge? I siech di guet, wenn 's au stichdonkel ischt! Setz Dein G'wehr abe, i will der eppes soje. Woischt, i hab hundert Gulde do ime Säcke. De Kälble sendz werth gwe. I brauch des Geld nothwendig, aber mei Lebe, descht mer no liaber — setz Dei G'wehr abe und i gieb der zwanzg Gulde. Rührscht Di net? Zielscht immer noch uf mi? Sei net so böß, e Mordthat descht foi Rinderspiel. Guet, i gieb Dir fufzg. Aber denn — 's G'wehr abe! Willscht foi Antwort gebe? Thu doch Dei Maul uf! Hier steh i und schwätz und 's ischt e Froscht, 's nägelet¹⁾ mi ganz ei'. No, mei'twege, siebezig! Aber 's ischt e Sünd, daß d' mi so druf druckst! I ben ebe in Deiner G'walt. Setzet moin'

¹⁾ Schmerz in den Fingernägeln.

i' könntescht Dei Mordsg'wehr unterzucke!¹⁾ — Ha, jeket halt i mi nemme! Du bischt e Sauferle, e Blutsauger, e stockischer Strick! Du witt Alles! Da hascht 's! No hat er sei Geld in Grabe g'schlentert, macht e Saß und schreit — —“

„Beth!“ schrie in diesem Augenblick Manele auf, „Mutter, hörst du nix?“

Und dann fuhren Alle erschreckend in die Höhe: es pochte dumpf an die Hausthür draußen. An die Hausthür, die doch, wie alle im Dorf hier, über Nacht unverschlossen bleibt. Wenn es etwa ein hilflosbegehrender Nachbar war, so kam er doch herein! Und wer Anders sollte denn Nachts um ein Uhr Einlaß begehren? Manele duckte sich tief in die Ecke, Emilie schmiegte sich zitternd mit verdecktem Gesicht an die Mutter an, nur Beth sagte aufstehend mit ruhiger Stimme: „Mer mueß doch sehe, wer do ischt.“

Aber das Nachschauern auf dem dunkeln Deyrn²⁾ blieb ihr erspart. Die Stubenthür that sich auf, und eine große dunkle Gestalt schleppte sich schwer und langsam über die Schwelle. Sogar Beth sank an die Wand zurück. „Alle gute Geischter!“ freischte das Bietigheimer Bäsle mit heller Stimme. Manele murmelte ihrer Schwester zu: „Du, bet auch!“ während sie selbst angstvoll die Hände faltete und

¹⁾ zurückziehen.

²⁾ Flur.

kaum einen scheuen Blick auf die Gestalt warf, die nun regungslos an der Thür lehnte.

Er war schon zum Fürchten, dieser große Kerl mit dem schwarzen Gesicht, aus dem das Weiß der Augen unheimlich hervorblickte. Er sprach keine Silbe, begann aber langsam seine offenbar froststarrten Glieder zu dehnen und machte eine Bewegung, den schweren Rucksack von der Schulter zu schnallen. Beth hatte sich erholt, sie stand auf und sagte in festem Ton: „Was wellest Se hier?“

Das schwarze Gesicht blieb über den Rucksack gebeugt, den er nun wirklich abgenommen hatte, aber kurz und vernehmlich klang die Antwort: „Dobleibe.“

Die zwei Mädchen auf der Bank schrieken auf. „Des geht net,“ sagte Beth bestimmt.

’s ischt schon aso, ihr müeßt mi über Nacht do h’halte,“ sagte der Fremde.

„Packet Se net aus!“ rief Beth in herrischem Tone, „hier ischt foi Wirthshaus.“

„En Wirthshaus such i net, en Wirthshaus könnt i net brauche.“ Er hatte eine tiefe bedeckte Stimme und sprach wie ein Mensch in großer Müdigkeit. Seine zähe störrische Art wirkte, dennoch ließ das Mädchen sich nicht abschrecken, sondern legte die Hand auf den Sack und fuhr verweisend fort: „’s ischt meiner Muetter ihr Häusle, ganget Se weiter.“

Aber der Mann schob ungeduldig ihre Hand bei Seite.

„I ben jeket emol do, und wo i ben, da bleib i.“

Dabei erhob er zum ersten Male den Kopf und blickte sie fast drohend an. Auf seinem Gesichte stand die Verzweiflung.

„Wia komscht grad do herei?“ fragte Beth, ihre volle Stimme dämpfend.

„I han 's Licht brenne sehe, i ben em Licht nachgange.“

„Ja, woher komscht denn? Ja, wie siehst denn aus?“ rief das Mädchen, seine von Eis starrenden Kleider verwundert musternd. Der Rock, den sie mit dem Finger anrührte, stand hart wie ein Brett. Auch seine Glieder schienen eingefroren, vor Allem die Zunge, denn er gab keine Antwort. Sogar die Augenbrauen waren bereist, Eiszapfen hingen ihm um Bart und Haar, er mußte seit Langem unterwegs sein.

„Woischst,“ sagte das Mädchen in ihrer kühnen trockenen Art, „'s wär mer scho lieber, wenn Du mer Deine Legitimatichonspapiere zeige thätst!“

Der Mann lachte kurz auf und murmelte etwas Unverständliches, während er jetzt aus dem Rucksack vorsichtig einen Gegenstand hervorzog. Beth fuhr zurück, es war ein Stutzen. Die Mutter, die sich

langsam genähert hatte, ward von Emilie angstvoll zurückgerissen, — Nanele betete laut.

Blöcklich ließ sich die Stimme der alten Bäuerin vernehmen, die so in die Stube hinein, halb zu ihren Kindern, halb zu dem sonderbaren Gaste sagte:

„I moin, i mach em en Kaffee.“

Ueber Beth's noch eben herbes Gesicht flog ein freundliches Lächeln. „Fascht Reacht, Muetter, er ischt arg z'sämmeg'frorn,“ meinte sie und streifte ihn mit einem sanfteren Blick.

„Fascht umkomme ben i.“ Der Fremde sagte es leise, widerwillig, als scheue er sich, Mitleid zu erregen. Auch blickte er wild und argwöhnisch, als die Mutter das Stübchen verlassen wollte und stellte sich so vor die Thür, daß sie sich hart an ihm vorbeidrängen mußte.

Ob dieser Blick eines Verfolgten es war, was der Alten Muth machte? Das gekrümmte Weiblein richtete sich auf, daß die zwei dünnen grauen Zöpfchen, die ihr über den Nacken hingen, jugendlich aufgereggt hin und her baumelten und sagte, indem sie seinen Arm berührte und ihre rothgeränderten müden Augen zutraulich auf ihn heftete: „Gelte Se, Se werdet uns nex tho'? Se hent nex Böses im Sinn? Se werdet u's net umbringe und 's Häusle a'zünde?“

Emilie horchte zitternd auf seine Antwort. Er

schüttelte aber nur mit dem Kopf, jedoch so, als liege die Zumuthung nicht außer dem Bereich der Möglichkeit. Nun schlich sich auch Manele näher und lispelte, um die Mutter zu unterstützen: „Mer send ganz alleinig, der Batter ischt scho' lang todt.“

Emilie zupfte sie angstvoll am Rock zurück: „Des hättescht net sage solle, descht e Dummheit g'wese,“ flüsterte sie ihr ins Ohr.

„'s ischt aber doch wahr!“ erwiderte Manele sehr verwundert.

Der fremde Gast war von der Thür zurückgetreten, um die Alte hinauszulassen. Emilie schlüpfte sofort hinterdrein, Manele gleichfalls. Sie winkte dabei eifrig, daß auch Beth mit in die Küche kommen möge, aber es nützte ihr nichts. Das Mädchen blieb und sah dem Auspacken des Rucksackes zu, und wie er jetzt den froststeifen Rock abwarf und Miene machte, seine Habseligkeiten am Ofen auszubreiten und zu trocknen. Sie rückte dazu sogar einen Holzstuhl herbei und that, als wolle sie mit Hand anlegen. Er sah sie ein paarmal überrascht und eindringlich an, wie wenn ihm ihr Muth Achtung einflößte. Zuletzt aber schlug er vor ihren ruhigen, sicheren Augen die seinen nieder. Da bemerkte sie, daß er an dem nicht ganz geschwärzten Halse, unweit des linken Ohrs, eine Streifwunde hatte, die mit geronnenem Blute bedeckt war.

„Er kommt, scheint's us'm Krieg daher,“ fragte sie, ihn scharf ansehend.

Er stutzte einen Augenblick, dann sagte er: „Sell ischt wo hr, anno siebezig, do ben i do bei gwe.“

Beth lachte. „Anno siebezig! aber jez schreibe mer dreiundsiebezig, — hüt Nacht mo in i.“

Der Mann runzelte die Brauen; in seinen Blicken stand: Verrath mich nicht, oder —

„Hent er koin' Schmerze?“ fragte Beth, nach seiner Wunde deutend.

Flüchtig griff er hin. „'s bizelt¹⁾ schon e bisle, aber 's vergaht wieder,“ murmelte er.

Als Beth den offenbar riesenstarken, straffen Mann unter Schmerz und Erschöpfung auf der Bank zusammensinken sah, stieg ein Gefühl des Zornes in ihr auf, das sie auch gar nicht zu verstecken suchte.

„Ha!“ machte sie, „so e G'riß²⁾ wegeme lompete Häzle oder Rehle!“

Nun erschraf er sichtbar. „Mädle, Du bischt mir z' flug!“ rief er drohend und wollte sie am Arme packen, aber sie wich aus und sagte noch verächtlicher:

„'s ischt scho e Wetter heunt für so Streuner und Lompepakasch!“

„Mädle, des verstehscht net!“ schrie er auf-

1) beißt.

2) Strapaze.

fahrend, — und dann nach einer Weile setzte er selbstbewußt hinzu: „S ben e Bauresohn.“

„Du?“ sagte Beth wegwerfend. „Und komscht doher wie der bairische Hiesel? E Bauer braucht koin Hasebrote und koin Mehziemer!“ fuhr sie in strafendem Ton fort, während sie mit übereinandergeschlagenen Armen vor ihm stand und unwillig auf ihn heruntersah.

Er reckte sich auf und rief eifrig: „’s ischt mer net ums Wild, ’s ischt mer ums Schiaße.“

„Ei, so gang uf de Scheibestand und werd Schützönig!“ erwiderte sie schnell.

„’s ischt mehr net um Schiaße, ’s ischt mer ums Sage, Mädle, dees verstehst net,“ und er warf wild die Arme in die Luft, und die Augen strahlten aus seinem schwarzen Gesicht mit leidenschaftlichem Glanz.

„Und wemmer selbscht g’jagt wird wie en Hirsch?“ fragte sie zornig.

„Mädle, Du bist mer z’ flug!“ rief er wieder, — „moinst i ließ mi ushorche?“

„Ha, woher komscht aber?“ fragte sie ruhig weiter.

„Bon der Donau,“ erwiderte er halb stockend.

„De Donau ischt lang, lauft bis ins schwarze Meer“, sagte Beth kopfschüttelnd; „warum bist net längst e’kehrt, — bist doch durch Blaubeure komme?“

„I han koin Haus und koin Dorf g'sehe, d' ganz Nacht.“

„Sell ischt verloge,“ sagte sie entschieden.

Er lachte kurz auf. „Ha, glaubst denn Du —“

„I glaub nex, was i net woiß,“ wehrte sie, „aber jez bist emol do, und der Herr Pfarrer hot mer g'sagt, mer häb zwanzig Grad Kälte —“

„Wenn i des Haus net g'sehe hätt, no wär i todt liege bliebe,“ murmelte er im Ton der sichersten Ueberzeugung, und Beth's Miene ward wider Willen weicher, als sie den nur halb gesprochenen Dank vernahm, der in diesen Worten lag.

Die kleine Stubenthür ging knarrend auf, und der Kaffee erschien, in feierlicher Procession von Mutter und Töchtern hereingetragen. Beim Eintreten warfen sie furchtsame und erwartungsvolle Blicke nach dem Fremden, aber der saß jetzt lässig nach Art der Bauerburschen auf der Ofenbank, die Knie weit gespreizt, die Hände dazwischen herunterhängend und die große dunkle Pelzkappe schaukelnd, die noch immer einen Regen heller Tropfen von sich sprühte.

An den Tisch setzten sie sich aber doch nicht, obgleich für Jedes eine Tasse da war. Beth schob dem Gast eine große dampfende Schale voll auf die Bank neben seinen Sitz, auch einige Waffeln, die zum morgigen Festtag gebacken worden, und er griff nach Trank und Speise, hastig und bereitwillig. Die

Andern tranken im Stehen, in nicht eben behaglicher oder bequemer Haltung.

„Ueber Nacht, wann er scho emol wöllet, müeßst er do schlafe,“ sagte Beth, „en andern Ort hent mer net.“

„D, do isch guet! warm und trocke!“ rief er mit sehnsüchtigem Blick auf die lange und breite Holzbank.

„I hol g'schwend e Häupfle und e Zudeck!“ sagte die Mutter, und bald kam sie hochbeladen wieder herein und baute mütterlich dem fremden schwarzen Gefellen die Lagerstatt auf. Der saß stumm und still, die mächtigen Schultern gekrümmt, wie von völliger Erschöpfung überwältigt, aus der ihn nur Beth's Stimme hie und da zu ermuntern schien. Er hob dann müde den Kopf und fuhr sich mit der Hand durch den dichten, langen Schnurrbart, dessen naß niederhängende Spitzen seinem Gesicht ein trübes, verzagtes Ansehen gaben.

Als die Frauen hinaufgingen, rief er ihnen nach: „Vergelt's Gott.“

„Siehst,“ sagte die Mutter zu Beth, als sie ihr gemeinsames Kämmerchen betraten, „'s ischt scho so en arm's Luder; er sagt: vergelt's Gott, wie de Bettelent.“

„Er ischt e Bauresohn,“ warf Beth schnell be-richtigend ein.

„D Ferum, er ka' mi daure,“ sagte die alte Frau in ihrer sanften Einfalt, „er ischt ganz verfrore gwe; was moinscht, Beth, mer gebe em de lange alte Strümpf vom Batter selig?“

Beth zuckte die Achseln. „'s ischt sei Sach! was streunt er in Nacht und Nebel umme! Laß en schlofe, er ischt arg müd.“

Aber die gute Alte legte ihm die dicken Wollstrümpfe, die so fest waren, daß sie allein stehen konnten, auf die Treppenstufe.

„Er hat no Licht,“ sagte sie ängstlich im Heraufkommen, „er wird mer do net 's Haus a'stecke?“ Aber Beth beruhigte sie: „Des hot kei Noth, kannscht di ruhig schlofe lege.“

„I moins' auch,“ sagte die Mutter zufrieden, und bald lag sie in festem ungetrübtem Schlummer. Sie war die Einzige, die heut Nacht schlief, denn Beth hatte so viel zu denken, wie lange nicht. Weil's so gar kalt war, hatte Beth eine kleine Truhe vor das Loch in der Kammerthür geschoben, das viereckige Loch, durch das die Katze aus- und einzuschlüpfen pflegte. Nach Kurzem entstand ein bittendes Miauen vor dem verschlossenen Pfortchen. Beth schob die Truhe zur Seite, und Mulle spazierte hinaus. Bald aber kam sie wieder herauf, miaute vor der Thür, als wolle sie es nicht aufs Gerathewohl versuchen, dort hereinzudringen und fuhr ihr zuletzt mit einem

Schwunge außs Bett. Die Aufregung bebte in jedem Haar des gesträubten Schweiß, und die Augen glühten. Sie brachten die Botschaft: der Fremde ist immer noch da, unten in der Stube, durch die ich nicht hineinkam, und weiß Gott, was er dort treibt. Beth nahm das mächtige Thier in den Arm, streichelte und klopfte sie, aber es half nicht, — die Kaze saß da, wach und aufgereg, mit gespannten Muskeln und weitoffenen Augen. Nicht lange, so sprang sie wieder auf den Boden und schlich hinaus, um die alte Stiege hinabzuspringen, die Beth unter den leichten aber schnellen Tritten leise knarren hörte. Dann klopfte es an die Wand, an der ihr Bett stand, und Emilie, die mit Nanele in der anstoßenden Kammer schlief, rief angstvoll: „O du mei' Heiland, der kommt jeket die Stieg' herauf!“

„'s ischt ja d' Mulle! Ihr Hasefüß!“ sagte Beth scheltend.

„Scht, Nanele schlaft, aber se seufzt im Traum zum Erbarme; ach, wenn doch d' Nacht voll rum wär!“

In dem Augenblick erwachte Nanele aus ihrem Angstschlummer und packte Emilie fest um den Hals.

„Emile, liebs Emile, schlosscht Du? I han no koin Aug voll Schlof g'funde! Immer ischt er do zur Kammerthür einkomme und hat mit e Donnerstimm' g'schrie: ‚I ben der leibhaftig Satan, do siehscht mei Pferdeseuß!‘ Ach, Emile, moinscht, daß

der no im Stüble dronte ischt? Vielleicht, wemmer ufwacht, no ischt Nelles leer und voll Pech und höllische Schwefelqualm! Hörscht en geischte? Ha, i mueß en Kaschte vor d' Thür schucke, sonst woiß i mer nemme z' helpe vor Angscht!" Und dann hörte Beth die Schwester aufstehen und den schweren Kasten vom Ort rücken, daß die alten Dielen bedenklich krachten und die Mutter einen leisen Ruf im Schlaf ausstieß. Aber gleich darauf athmete sie wieder regelmäßig und friedlich, wie ein sorgloses Kind.

Gegen Morgen, — es war gleichwohl noch tiefe Nacht, denn im Januar ist die Nacht lang — waren eben auch die Andern ein bischen eingekickt, als unten auf die Treppe geklopft wurde.

„Was ischt?“ schrie nun auch die Mutter erschrocken. Kanelle und Emilie athmeten kaum vor Entsetzen. Beth aber sprang aus dem Bett an die Thür. „Was ischt au?“ rief sie hinunter. Hastig warf sie noch die Jacke über; sie hatte sich gestern Nacht nicht ausgekleidet. „I will scho mit em rede, Muetter,“ sagte sie entschlossen, entzündete ihr Lämpchen und ging hinab.

Sie fand den Fremden mitten im Stübchen stehen und sein Gewehr puzen. Der Rucksack lag noch auf dem Boden, im Uebrigen war er zum Aufbruch gerüstet. Sein Gesicht erhellte sich, als er sie erblickte und ihren Guten Morgen erwiderte.

„S gang auffi,“ sagte er, „aber gelt, Du kochschst mer noch en Kaffee? Und en Ranke Brot derzu und — mein G'sicht möcht i wasche.“ Das letztere sprach er mit etwas unsicherer Stimme. Sie brachte sogleich Seife und Wasser aus der Küche; dabei sah sie, daß er schon am Waschnapf gewesen war und sein Gesicht schwarz im Handtuch abgedrückt hatte. Sie mußte lachen. Manele's leibhaftiger Satanas erschien ihr auf einmal als ein recht harmloser Teufel. Während sie auf dem offenen Herd das Holz aufschichtete, daß es prasselte und sprühte und rothe zuckende Lichter über die verräucherten Wände der kleinen Küche warf, kam er hereingeschlendert und stellte sich fröstelnd vors Feuer. Zuweilen streckte er die Hände darüber, rieb sie zusammen und blinzelte die schweigsam neben ihm Schaffende zutraulich an. Als der Geruch des warmen Tranks den Raum durchzog, blähten sich seine Nüstern, und ein verlangendes Lächeln, das ihm etwas Knabenhaftes, Gewinnendes verlieh, erschien auf dem kühnen, wetterharten Gesicht. Er nahm sich nicht die Zeit zum Sitzen, sondern schlürfte stehend aus der Schale und hielt sie sogleich wieder hin, damit sie noch einmal gefüllt werde. Und Beth that es gern und schnitt ihm einen zweiten Rancken Brot und freute sich, wie er mit den starken weißen Zähnen hineinbiß; und plötzlich kam ihr der Gedanke: „'s ist fast so, als

wär dies dein Mann, und jetzt geht er bald und ruft den Knechten und geht mit ihnen zum Dreschen in die Scheuer.“ Und die Vorstellung gefiel ihr so wohl, daß sie ihm ganz selbstvergessen zunickte. Da blickten seine Augen fröhlich in ihre herüber, und nach ihrer Hand greifend, sagte er: „Ha, Mädle, wenn's Dir ischt, wia's mir ischt, — no komm i bald wieder doher!“

Da fiel dem Mädchen Alles ein, wie's wirklich war, und sie erwiderte in ernstem Ton:

„'s wär mer scho recht, aber oi's sag i der, so komscht mer net wieder.“ Sie deutete scharf auf das Gewehr, dessen blanker Lauf aus dem dunklen Winkel hervorglänzte.

Der Mann war der Handbewegung gefolgt und starrte nun auf die Waffe, ohne zu antworten. Endlich zog er die Brauen zusammen, schüttelte den Kopf und sagte:

„'s ischt scho so e Sucht.“

„E böse Sucht, e schlimme Leidenschaft!“ rief Beth in gereiztem Ton, „'s nemmt koin guts End net!“

„'s ischt mer vome Feldzug her nachbliebe,“ sagte er, düster nickend; „no fa' i des ruhige Lebe nemme preschtire“¹⁾.

„So gang mit dene Streuner und Lompe und

¹⁾ aushalten.

werd selber e Lomp," rief Beth in hellem Zorn und wendete sich trotzig ab. Gleich darauf aber trat sie vor ihn hin und sagte, ihn fest ansehend, mit ihrem mildesten Ton: „Der Mensch muß en gute' Wille han; e guter Wille hat scho Manche g'holfe.“

„Und so e guets bravs Mädle," rief der Mann, und es brach ihm hell und warm aus den dunklen Augen, „des thät no besser helfe.“

Beth wurde roth, und sie sah mit diesen Mädchenfarben jung und begehrenswerth aus. In leiserem Ton, die Blicke wegwendend sagte sie: „Wenn d' mer Dein Wort giebscht, daß d' koin Polver und Blei a'rührscht bis Dschtern, no komscht uf Dschtermontig.“

„Mein Wort hascht!" rief er strahlend, und wie zu ernstester Bethuerung umfaßte er sie mit beiden Armen und küßte sie feurig.

Beth stieß ihn bald zurück. Aber ihre Backen brannten, und ihr Mund lachte verheißungsvoll, wie sie nun wiederholte: „Sezet zeig', daß d' Wort halte kannscht! Mach, daß d' Dei böse Sucht los wirscht. No komscht am Dschtermontig.“

Dann half sie ihm den Ruckjack umhängen und reichte ihm seine Pelzkappe.

„B'hüet Gott, Beth! und vergelt's Gott noch emol," sagte der Mann.

„B'hüet Gott! — ja wie ischt Dein Nam'? daß

i woiß, a' wen i denke mueß," gab Beth lächelnd zurück.

Seine Stirn umwölkte sich: „Mei Nam' wär' Jakob Schmied, vo' Durlange, über Gmünd drobe, aber —“

„Der Jakob Schmied vo' Durlange?“ Beth schlug vor Erstaunen die Hände zusammen, „aber mit dem sei Großvatter ischt ja mei Muetter z' dritte Kind! Wo bischt Du der Aeltescht und kriegscht emol den Hof?“

„I heiß halt mehretheils der Bolverjockele,“ murmelte er ausweichend.

Beth fuhr zurück. „Der Bolverjockele? Du? Wo im vergangene Herbst die G'schicht mit dem Förstler Grubel g'hett hot? 's ischt ja in der Zeitung g'schtande! der bischt?“ Sie maß ihn von Kopf zu Fuß, dann wandte sie sich unwillkürlich ab. „Bolverjockele? descht kein chrischtlicher Nam' net! En Bolverfaß zum Ma' nemme?¹⁾ Und ame schöne Tag fliegt er in d' Luft nei' und sein Haus und Hof und Weib und Kind mit! Ui, weger!“

Sie blies zornig in das sinkende Herdfeuer. Die Funken sprangen ihr ins Gesicht, aber sie achtete dessen nicht, sondern blies immer heftiger, immer selbstvergessener. Zuletzt, nach einer guten Weile, da sie

¹⁾ nehmen.

sich den heißenden Rauch aus den Augen wischen mußte, bemerkte sie, daß er nicht mehr in der Küche war; sie ging ins Stübchen, aber auch das war leer, geräuschlos war er fortgegangen. Sie riß die Hausthür auf und starrte in das Dunkel hinaus, das den Wanderer wieder verschlungen hatte. Bitterkalt war's draußen, und der Sturm überschüttete sie, selbst auf dem Deyrn¹⁾, wo sie stand, mit einer Fluth scharfen graupeligen Eises. Langsam schloß sie die Thür. Sie war stolz auf ihre feste Gesundheit, auf ihre Körperkräfte, dennoch wäre sie ungern in das wüste Wetter hinausgegangen. Und der Mann wählte das freiwillig, und er hätte es doch so gut haben können; ihre Mutter kannte das Gütle, dessen Erbe er war; — ein großer Hof mit schwerem, reichen Boden, nicht wie hier auf der Alb, wo mehr Steine als Halme wachsen. Es mußte doch eine Freude sein, dort zu wirthschaften. Der Jakob gefiel ihr, aber sie begriff ihn immer weniger, je mehr sie über ihn nachdachte. In ihrer klaren verständigen Seele war ihr dieser Zwiespalt lästig, und um so widriger, je ungewohnter er war. Als die Mutter und die Mädchen herunterkamen, fanden sie den Kaffee ungenießbar: der Rauch war hineingeschlagen und hatte Beth so in die Augen gebissen, daß sie den ganzen Tag roth blieben.

¹⁾ Hausflur.

Emilie, die so fröhlich aufgeathmet hatte, daß der unheimliche Gast fort war, erschrak ob der Barschheit ihrer Rede. Wenn Beth so ungut bleibt, da reis' ich morgen heim, beschloß sie. Und sie freute sich schon auf die Erzählung ihrer nächtlichen Abenteuer. — —

Je mehr Zeit verging, um so hoffnungsvoller, ja heiterer ward Beth. Sie hatte drei Anträge gehabt und abgewiesen im Lauf des letzten Jahres; warum sollte nicht der Mann, den sie nun mit ihrer tüchtigen und stattlichen Person beglücken wollte, dankbar zugreifen? Die Bedingung, die sie ihm gestellt, erschien ihr täglich leichter.

Endlich kam der März heran mit Schneegestöber und Sturm, ohne Andeutung, daß der Frühling nun doch auch hier in ein bis zwei Monaten anbrechen müsse. Unaufhörlich stellte sie sich's vor, wie und wann er kommen werde, ob Abends oder Morgens, wie er da zur Thür hereintreten und der Mutter und Schwester als ein ganz Fremder erscheinen werde. Sie freilich würd' ihn gleich erkennen und ihm an den Augen ansehen, ob er fest geblieben. Und dann, bald darauf sollte der Verspruch geschehen; vielleicht würde erst noch sein Vater „auf die Befehet“ kommen, aber der durfte wohl kommen — das Gütle war zwar klein, aber im besten Zustande, und so schöne, glatte, semmelfarb'ne Rüh' wie die ihrigen

gab's im ganzen Dorf doch nimmer. Es war sonst nicht Beth's Sache, lange auf einem Fleck still zu sitzen, aber in diesen Monaten hatte sie täglich bis tief in die Nacht am Rocken gefessen, und der Weber, der nur gleich zwei Häuser weiter wohnte, hatte schon so Bemerkungen gemacht, wenn Beth immer einen Schneller¹⁾ nach dem andern brachte. Und gar lauter „Feinlesfade“!²⁾ das sah doch nach Hochzeit aus. Aber Beth ließ sich nicht ausforschen, sie lachte nur bedeutungsvoll und meinte, der „Werg“³⁾ sei so besonders gut gerathen letzten Sommer, das müsse man sich doch zu Nutz machen. Bei sich dachte sie: zum Herbst wird geheirathet, und ich zieh' mit dem Saköble nach Durlangen. Das Gütle hier bleibt für Mutter und Schwester. Können sie mir auch nicht viel herauszahlen, so kriegt der Jakob doch eine Frau, die sich vor den Schwiegereltern sehen lassen kann. Im Schaffen nehm' ich's mit Feder auf. Und das Wildern soll ihm schon vergeh'n, wenn er bei mir ist, es soll ihn Keiner mehr Bolverjockle schimpfen.

Ostern rückte heran.

Am Samstag-Ruhetag war sie eben im Stall bei den Kühen, als die Hausirerin Ammäule⁴⁾ mit Frühjahrsputz, mit seidenen Bändern und bunten Tüchern hereinkam. Die Mutter war just bei einer

1) Garngebinde. 2) Feines Garn. 3) Flach. 4) Anne Marie.

Nachbarin, das Manele beim Herrn Pfarrer, denn es sang mit auf dem Chor und hatte zu morgen noch einzustudiren. So konnte Beth ungestört den ganzen Vorrath durchwühlen nach einem passenden „Osterhäsele“¹⁾ für den Jakob, wenn er übermorgen käme. Sie wählte nach langem Prüfen und Handeln ein schönes, schweres, dunkelblaues Seidentuch um den Hals, das Prachtstück des ganzen Haufens. Die Händlerin errieth sogleich, daß es einem guten Freund bestimmt sei und pries eifrig die Schwere und Weichheit der Seide. Dann erquickte Beth die plauderlustige Alte mit einem Kaffee; es stand gerade noch welcher warm für die heimkehrende Schwester. Unterm Trinken griff das Ammäule plötzlich in ihren Sack: „Halt e bissle, wart e bissle, i han eppes für Di,“ sagte sie mit pffiffigem Lächeln und holte ein Briefchen aus der Tasche.

Beth erschrak; es stand ihr Name darauf in einer schönen deutlichen Handschrift, die sie nie gesehen hatte.

„Wer hot en Dir gebe?“ fragte sie mit ungewohnter Befangenheit.

„E kloiner Bub, dronte in Gmünd, wo i ei'kauf han.“

„Und woher hot en der Bub' g'nomme?“

¹⁾ Ostergechenk.

„Er hot's net verrathe welle. 's wärd eppes Liabs dri' stehe; warum brechsch en als net uf?“

„'s hot Zeit,“ wehrte Beth und schob den Brief unters Brusttuch — „wer woiß, 's ischt vielleicht e Dommheit vome Better in Durlange. Bischt au in Durlange gwe?“

Aber die Hausirerin verneinte, und Beth ließ sie abziehen, ohne den Brief erbrochen zu haben. Dann ging sie in die Stube, setzte sich bedächtig auf die Bank und schnitt den Umschlag auf. Es war nicht Bedachtsamkeit gewesen, daß sie sich setzte; — ihre Knie zitterten; eine unbestimmte Furcht hatte sie ergriffen. Gutes theilt man gern von Mund zu Munde mit; wenn man zu Feder und Papier greift — —

Sie hatte das Blatt entfaltet, aber es fiel ihr sogleich aus der Hand, und sie senfte tief auf. Da standen nur wenige Worte:

„Heut' Nacht hab' ich mein Wort gebrochen. Behüt Gott und leb' wohl.“

Als die Mutter heimkam und weder Licht in der Stube noch Feuer in der Küche sah, rief sie nach Beth in Garten und Stall, und als ihr nichts antwortete, trat sie in die Stube und zündete Licht an. Da sah sie die Beth auf der Bank sitzen, ganz unbeweglich und vor sich hinstarren.

„Schlosscht Du, Beth?“ fragte die Mutter erstaunt, „oder bischt krank?“

Sie beleuchtete sie; Beth's Augen waren geröthet, und ihr Gesicht glühte fieberisch.

„Du hast, scheint's, de Fluß¹⁾ kriegt,“ sagte die Mutter, mehr über ihr Schweigen, als über ihr Aussehen erschreckt, denn den ‚Fluß‘ kriegt man gar leicht, sobald nur das Wetter umschlägt auf der Alb.

„Ka' sei“, erwiderte Beth sich wegdrehend, matt und gleichgültig.

„Wenn d' Di niederlege thätst — i mach der glei' e Bettfläsch!“

„O Muetter, mir ka' foi Bettfläsch helfen,“ rief Beth im Tone heftigen Schmerzes. Und als die Mutter sie besorgt betrachtete, richtete sie sich mühsam auf:

„Müd' ben i net,“ sagte sie, sich zu einem harten Lächeln zwingend. „D' Schlofe'szeit kimmt au scho' ohne dees.“

Sie ging noch einige Tage so verwandelt umher, mit sich selber im Streit, von Liebe und Zorn zerrissen. Ist es denn so schwer, sein Wort zu halten? Was ist denn das für eine Sucht, die so einen starken Menschen wortbrüchig und schwach machen kann? Wenn man doch nicht will? „Ei, da sollte Einer kommen und mich wider meinen Willen zwingen!“ dachte Beth, „bei mir gäb's das nicht.“ Dabei

¹⁾ Grippe.

mußte sie freilich selbst erfahren, daß sie auch nicht mehr die Alte sei, und das erbitterte sie doppelt: „Um so en Bolverfaß! um so en Streuner!“

Da fand sie eines Tages — es war nur etwa eine Woche nach Ostern — im Uracher Boten die Notiz, daß ein bekannter und schon oft verfolgter Wilderer eingebracht und gestern in das Landesgefängniß abgeliefert worden sei, um eine andert-halb-jährige Strafe zu verbüßen. Sein Name war Jakob Schmied, mit dem Beinamen Bolverjockele. Da weinte Beth zum ersten Male in ihrem Leben heiße stille Thränen, die Niemand sah. Nun plötzlich — sie wußte kaum wie's gekommen — stand sie auf seiner Seite; nun war ihm, so schien ihr's, zu viel geschehen. Er war doch kein Verbrecher! Ob er's den Richtern nicht gesagt hatte, daß mit der „Sucht“, vor der Gott jeden Menschen bewahren möge? —

Wie das erste schwere lange Jahr herumging, in dem die Beth daran verzweifelt war, ihn je wiederzusehen, kam ganz allmählig wieder Hoffnung in ihr Herz. „Vielleicht ist er nun kurirt,“ dachte sie, „und wer weiß, es wird doch noch ein Bauer aus ihm, ein rechter, auf den eine Frau stolz sein kann.“

Beth war über ihren Gedanken viel in sich gefehrter, wortfarger geworden. Auch ließ sie Manches in Haus und Wirthschaft gehen, wie es wollte.

Manches, das sie sonst an Knecht und Magd, ja selbst an der Schwester scharf gerügt hätte, nun glitt es ungemerkt an ihr vorüber. Sie konnte sogar, wenn die Arbeit gethan war auf dem Felde, am Rain niederhocken, statt heimzugehen, und ihr Grasbündel auf dem Kopf, die Sichel in der herabhängenden Hand, in den Abendhimmel starren mit weit offenen fragenden Augen, oder nach einem einzelnen breitästigen Baume, der wie ein einsamer Flüchtling auf der unabsehbaren Grassflur träumte; denn der Sommer war heiß und der Boden von Dürre zerrissen.

Einmal, es war gegen Ende des Juli, saß sie auch so und blickte hinaus, ohne recht zu sehen, was sie sah. Da trat ein dunkler Schatten zwischen sie und die Sonne, und eine Hand legte sich auf ihre Schulter.

„Grüß Gott und b’hüet Gott!“ sagte eine ihr wohlbekannte Stimme.

Beth fuhr halb empor und schaute den Wiedergekehrten wie eine unwirkliche Erscheinung an. „Woher kommst?“ murmelte sie und musterte sein bleiches verfallenes Gesicht.

„Se hent mer drei Monet g’schenkt,“ sagte er, langsam erröthend.

Beth that mit einer schnellen Bewegung ihr Grasbündel bei Seite. Ihre Miene ward gut und

freundlich: „Sez hascht Dei Sach,“ scherzte sie, „und i han Neacht b'halte, gelt? 's Polverfaß ischt explodirt und hot Der e Johr und e halbs vo' Dei'm Lebe wegg'riffe — was moinscht — könntescht jezet derhoim bleibe wie andere Leut?“

Er hatte sich neben sie auf den Stein gesetzt und zuerst aufgehorcht; nun schüttelte er düster den Kopf.

„I trau mer net, Mädle! Wann Wind und Wetter reacht ischt, no mueß i 'naus — do ischt neg z'mache! I ka' kei' Verschpreche gebe, weil i 's net halte ka'.“ So trübselig sah er aus, daß, ihr selber zum Troß, ein heißes Mitleid sie überfiel.

„Hascht 's doch scho' emol drei Monet' freiwillig probirt,“ warf sie ermuthigend hin.

„Ja,“ seufzte er, „'s ischt e bitterböse Zeit gwe.“ Da wallte ihr wieder der Zorn auf.

„I sieh scho', Du willscht emol net!“ rief sie; „i so gang! adjes, spring in Dein' U'glück mit beide Füeß! Wirscht bald wieder ime Loch sei! . . . So u'vernü'fuge Mannesbilder ischt net z'helfe.“

„Sagscht mer net, b'hüet Gott, Beth?“ fragte er in bekümmertem Ton, „i wander' auffi, i gang ins Amerika.“

„I so gang!“ sie warf die Sichel ungestüm auf den Boden, daß sie schwirrte wie eine Saite.

„Gieb'scht mer net Dei Hand, Beth?“

„Was willst mit meiner Hand, wo Dei Herz net dabei ischt!“ Sie war aufgestanden und schüttelte ihre Röcke zurecht.

„I so mueß i 's neahme,“ sagte er, nun auch auf die Füesse springend und ihre Hand fest haltend, „Beth, i schreib emol!“

„Wirscht scho' net schreibe!“ sie wandte zornig ihr Gesicht ab.

„Wirscht scho' sehe. Woißt, Beth, wenn i d' Sucht net hätt —“

„I so red' net so daher, descht foi Gab vom Himmel net — 's ischt freili wohr, de Mannsleut send scho' aso; oin Sucht hot e Jeder, der ischt a Käufer, der Andre a Sauser!“ Sie lachte verächtlich und wollte ihm ihre Hand entreißen.

„Beth,“ sagte er und trat ihr ganz nahe, „möchtest liaber, i wär' e Sauser?“

„I moin' fascht aso — no könntescht dobleibe“ — erwiderte sie nach einigem Zögern.

Da überkam es ihn, daß sie ihn so von Herzen gern habe, daß sie lieber Alles dulden wolle, als sein Fortgehen. Er umfaßte sie heftig und preßte sie gewaltfam an sich. Kein Vogel sang im Feld, kein Geräusch störte sie. Er zog Beth ins hohe Korn, und sie widerstrebte nicht; sie lachte ihn an in leidenschaftlicher Selbstvergessenheit und wußte nichts von den Stunden, die so entflohen.

Ein dumpfer Donnerschlag schreckte sie von einander. Es war fast Nacht geworden, und blau-schwarz mit gelben Säumen stand das Wetter am Himmel.

„'s ischt Zeit!“ murmelte Beth, wie aus dem Traum auffahrend, — „b'hüet Gott, Jakoble! 's ischt scho' aso, daß mer nemme z'sämmekommet! B'hüet Gott viel tause'dmol.“ — —

Seit diesem Tage sind vierzehn Jahre vergangen. Manele ist verheirathet und verzogen; die alte Mutter ist schwach und arbeitmüd' geworden, aber ihr Herz ist frisch und warm geblieben; sie lebt mit Beth zusammen, die bis jetzt nicht geheirathet hat.

Mit Beth und ihrem Buben. Dreizehn Jahre ist er nun alt, der Jakob, aber nach seiner großen Gestalt, dem klugen hellen Blick der Augen und der Gewandtheit und Kraft seiner Glieder könnte er für sechzehn gelten. Er ist freilich von Anfang ein ungewöhnlich großer Bub' gewesen. Schon damals, als ihn die Beth eines Tages in dem Schurz mit heimgebracht hat von der Waldhütten, wo sie Fichtenzapfen gelesen, hat man ihn zuerst für ein jähriges Kind angesprochen, denn Niemand hat gewußt, wen im Dorf das etwa angehen könne. Beth hat ihn gefunden und behalten, die arme Waise! Allmählig aber, und da sie ihm auch ihren Namen gegeben

hat, ist allerlei gemunkelt worden, wer wohl die Mutter sei, und vom Munkeln ist's zum Muthmaßen gekommen, und schließlich hat man sich hinter den Pfarrer gesteckt, der müsse der Beth ins Gewissen reden; als aber das Mädchen von der Unterredung mit dem Geistlichen gar nicht wie eine Magdalena, sondern mit hochgehobenem Kopf wie gewöhnlich hinweggegangen, haben die „Ledigen“, die Wächter der öffentlichen Moral in dem Abdorf, sich zusammengethan und haben der Beth in der Nacht einen Strohfranz an die Thür gehängt.

Sie hat aber den Lärm gehört, hat ihren Buben in den Arm genommen und ist unter die Hausthür getreten. Ruhig hat sie nach dem Strohfranz, dem schimpflichen Zeichen, gelangt und den Ledigen, die in alle Winde gestoben sind, nachgerufen: „Krautet vor ime eigene Garte! Do wachsch au meh Halm¹⁾ als Haber!“ Und als Einer drohend „Hoho“ schrie, erwiderte sie unerschrocken: „Euer G'schpött zerreißt mer koin Bett! 's Büble g'hört moin, und 's ischt e Staatsbüble, und sei Vatter ischt e Staatskerle, dafür dürft i e glühiges Eise trage! Wenn er heimkommt und mer Hochzig halte, no werdet er en sehe!“ Ein einzelnes Gelächter aus dem Dunkel antwortete, da erhob sie ihre Stimme so laut sie konnte

¹⁾ Spreu.

und schrie: „Und wer Händel mit em b'gehrt, dem wird er scho deane! zwei vo' uich Häsegucker schlägt er mit eme ei'zige Puff in 'n Grundserdbode nei!“ Damit warf sie die Thür zu und den Spottkranz auf den Herd, wo er bald hell aufloderte und dann zusammensank als vertriebende Asche. Seitdem war kein offener Angriff mehr erfolgt, versteckte aber gab es genug, und Beth hat sich noch heut gegen sie zu wehren. Darüber sind ihre Züge hart und streng geworden — wie mit der Holzart zugehauen waren sie ja schon ehemals — aber sie thauen auf und werden beweglich, sobald ihr Jemand gefällt. Und wie ein sturmgezauster Baum sich nur stärker bewurzelt, wenn er von guter Art ist, so ist auch die Beth in ihrem Auftreten noch gewichtiger und stattlicher geworden. Nächst dem Buben, der ihr das Liebste auf der Welt ist, hat sie noch etwas, das ihr über manche böse Stunde hinweghilft: von Zeit zu Zeit bekommt sie einen Brief mit einem überseeischen Poststempel, Briefe, von deren Kommen das ganze Dorf weiß, denn Beth hat weder Neigung noch Begabung zum Geheimhalten. Den Inhalt der Briefe freilich kennt außer Beth nur die Mutter; er ist sonderbar genug. Der Schreiber erzählt äußerst wenig darin, kaum was er treibt oder wo er sich befindet. Oft steht nichts auf dem Blatt als ein einziges Verschen, wie dieses da:

Ich erwählte mir nur eines
Ein getreues und sonst keines,
Ein getreues Herz das muß ich haben,
Und sollt' ich's auß der Erde graben.

Oder ein ander Mal:

Blumen welken, Schönheit schwindet,
Alles gehet mit der Zeit,
Doch was die Liebe sanft umwindet,
Das bleibet Jahre so wie heut'.

Der letzte, der gestern gekommen ist, enthielt
nichts als den Stoßseufzer:

Ich laß grüßen über Land und See,
Mein Herz das ist vom Heimweh schwer.

Beth sagt zwar, wenn sie solche Briefe bekommt, die seien doch nicht das Porto werth, und die Mutter begreift es nun gar nicht, wie man dafür Geld bezahlen könne. Dennoch will Beth nicht heirathen, so gut sie es könnte, denn trotz dem Buben hat sie jährlich Anträge, ja seit der so brauchbar geworden, fast noch mehr, denn er bringt zu der Arbeitskraft der Mutter ja eine nicht zu verachtende Beihülfe.

„Der Jörg lät wieder taufe,“ sagt die Alte seufzend, „gelt, Beth, was moinscht, wenn d' jekt de Gefele nähmescht? Er icht e braver Wittma' und hot koin' Kinder net.“

Beth schüttelt den Kopf: „'s icht verschpielt, i mag de Gefele net!“

„Denk Beth, i mach's nemme lang — will'scht all' Dei Lebetag als Eigebrödlarin¹⁾ do hocke?“

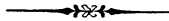
„Wer wiß, Muetter, der Jakob —“

„Der kommt nemme! do wird foi Heu dürr! Wemmer emol vierzeh' Johr nemme komme ischt —“

„Vielleicht doch,“ meint Beth, „vielleicht wird em 's wüeschte Lebe z' viel, wenn er emol vierzig ischt, oder wenn net mit vierzig, no mit fufzig! Siehscht, Muetterle, wenn i em vo'me Bueble geschriebe hätt — aber i will net — er soll als von allei' komme — no springt em 's Bueble entgege! — Gelt, Muetter,“ sagte sie, sich zu der Alten beugend, „Du denk'scht, 's ischt bei mir au scho' so e Sucht worde?“

Und heiter lachend ging sie der Schwester entgegen, die eben mit Mann und Kindern auf Besuch in das Gärtchen trat.

¹⁾ Unverheirathete, die eigene Wirthschaft führt.



PT 2601 Akunian
.K9 Enge welt
E6
1890

UNIVERSITY OF CHICAGO



61 869 690